

unterwegs zu menschen

Besuchsdienstmagazin



über'n Tellerrand

begegnen ■ besuchen ■ begleiten

3 Editorial

Erfahrungen

- 4 Telefonischer Besuchsdienst im Kirchenkreis *Annette Echstenkämper*
5 Telefonischer Besuchsdienst – wie anbahnen? *Marianne Bofinger*
6 So lange wie möglich zuhause leben *Svenja Flüeck*
7 Renate 92 und kein Netz im Seniorenheim *Helene Eißen-Daub*
8 Etwas Berührendes vorbeibringen *Marianne Bofinger*
Gemeinsam häkeln für die Zukunft *Christopher Lambrecht*
9 Von Brückenbauerinnen und Zukunftskünstlern *Daniel Wegner*
10 Neu entdeckt: Der Friedhof als besonderer Ort der Begegnung
Ein Trauerweg *Marianne Bofinger*
Eine Bank auf dem Friedhof *Lisa Görlich*
Friedhofscafé *Dorothea Eichhorn*
12 Antwort „Verkehrsberuhigung“ *Helene Eißen-Daub*
Entlastung für pflegende Angehörige *Helene Eißen-Daub*
13 Wir machen trotzdem weiter ... *Gisela Eschment*
14 Alles hat seine Zeit – manches geht auch zu Ende *Doris Noack*
15 Sich selbst segnen *Marianne Bofinger*

Hintergründe

- 16 Auf dem Weg des Lebens bleiben *Doris Noack*
18 Corona, Ehrenamt und Kirche *Hagen Fried*
20 Der Weg durchs Labyrinth führt ins Freie *Dorothea Eichhorn*
22 Der Neugier auf der Spur *Monika Schraut*
23 Hospiz in der Pandemie – Im Vertrauen unterwegs *Kerstin Slowik*

Systematisches

- 24 Im Ende – der Anfang *Elke Seifert*
26 Sorgen teilen – Gemeinschaft pflegen *Cornelia Coenen-Marx*
28 Was ist los vor der Kirchentür? *Martina Jakubeck*
30 Kontakte und Impressum
31 Aktuelle Hinweise und Angebote



**Liebe Leserinnen,
liebe Leser,**

„Das Land ist hell und weit“ lautet der Titel eines Buches von Ralf Kötter zu gemeinwesenorientierter Arbeit in Kirchengemeinden aus dem Jahr 2014. Heute, gerade einmal sieben Jahre später, wirkt dieser Titel fast fremd und wie aus einer anderen Zeit, beinahe wie ein Märchen: „Es war einmal ...“ Dies zeigt, wie sehr sich unser Leben geändert hat: Corona-Pandemie, mit ihr einhergehende starke Einschränkungen, noch unabsehbare langfristige Folgen, wachsender Bedeutungsverlust und notwendiger Rück- und Umbau der Kirche ... Vielen erscheint das Leben derzeit eher dunkel und eng.

Ja, es ist eng und dunkel geworden für vieles Bisherige, Gewohnte und Vertraute. Für manches spüren oder wissen wir schon: Es wird kein ‚weiter so wie bisher‘ geben. Doch das bedeutet nicht das Ende. „So spricht der Herr, euer Erlöser: ... Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr’s denn nicht?“ (Jesaja 43,14.18-19a) Es wird Neues entstehen. Welche Hoffnung und Vertrauen stiftende Zusage! Um das Neue zu erkennen, ist es jedoch nötig, den Blick vom Bisherigen zu lösen und auf das Neue zu richten – über unseren bisherigen Tellerrand hinauszuschauen.

Die vorliegende Ausgabe von *unterwegs zu menschen* vollzieht diesen Blickwechsel, blickt über den bisherigen ‚Besuchsdienst-Tellerrand‘ hinaus auf mögliches Neues. Wir haben unsere Fühler ausgestreckt in Besuchsdienstgruppen, Initiativen, Diakonische Werke, Kooperationen mit verschiedensten Partnern



... und haben eine überraschende Vielfalt an Möglichkeiten für Wahrnehmung, Würdigung und stärkende Begleitung von Menschen entdeckt. Das ‚Besuchsdienstland‘ der Zukunft kann hell und weit sein!

Wir laden Sie ein, auf dem Weg dorthin mitzudenken und ihn mitzugehen. Dazu haben wir im ersten Teil dieser Ausgabe **Erfahrungen** zusammengestellt: eine bunte Mischung erprobter neuer Ideen für Wege und Formen zu und mit Menschen sowie Gedanken zu Veränderungen und zum Ende von Bisherigem. Die anschließenden Artikel erläutern **Hintergründe** für neue Wege, z.B. die Bedeutung des ‚Blickes über den Tellerrand‘, die Notwendigkeit neuer Wege, für Besuchsdienst und Ehrenamt wichtige Entwicklungen sowie hilfreiche innere Haltungen. Die Beiträge in der abschließenden Rubrik **Systematisches** bedenken Ende und (Neu)Anfang theologisch und stellen umfassende zukunftsweisende Ansätze für den Besuchsdienst und kirchengemeindliches Handeln insgesamt vor.

Vor uns allen liegen neue Wege, auch im Besuchsdienst. Wir hoffen, dass Sie in dieser Ausgabe von *unterwegs zu menschen* hierfür Impulse, Ideen, ein Fundament und gute Wegweiser finden. Uns ist bewusst: Neben manchen leichten Wegstrecken wird es auch Durststrecken geben, mit allen in der Bibel von der Wüstenwanderung des Volkes Israel berichteten ‚Begleiterscheinungen‘: Verzagen, Murren, neues Zutrauen, Umwege ... Für solche Wegstrecken wünschen wir Ihnen, dass Sie es dann schaffen anzuhalten, zur Ruhe zu kommen und in dieser Ruhe die tragende Nähe und Begleitung Gottes zu erfahren!

Ihre

**Helene Eißel-Daub, Sebastian Herzog,
Raimar Kremer, Doris Noack**



Telefonischer Besuchsdienst im Kirchenkreis

Der Telefonische Besuchsdienst ist ein Angebot des Diakonischen Werkes des Kirchenkreises Leverkusen in Kooperation mit dem Fachbereich für Senioren der Stadt Leverkusen und hat sich in ganz Leverkusen etabliert. Bereits seit zehn Jahren werden Senior*innen einmal wöchentlich von einem/einer ehrenamtlich Mitarbeitenden als festem Telefonpartner angerufen (derzeit 81 Nutzer und 71 ehrenamtlich Mitarbeitende). Der Telefonische Besuchsdienst versteht sich als ein niedrigschwelliges, weltanschaulich neutrales und kostenfreies Angebot. Unser Anliegen ist, die wachsende Zahl hochaltriger Menschen, die nicht mehr an den Seniorenangeboten mit Komm-Struktur teilnehmen können, regelmäßig zu erreichen.

Für die Nutzer*innen des Angebotes haben sich durch den Telefonischen Besuchsdienst deutlich positive Effekte ergeben. „Einsam war ich früher“, sagt die 88-jährige Esther J. „Heute fühle ich mich geborgen, denn ich weiß, dass jemand an mich denkt, der mich einmal wöchentlich anruft, um zu fragen, wie es mir geht.“ Durch die regelmäßigen, verbindlichen und verlässlichen telefonischen Kontakte mit einer immer vertrauter werdenden Person bekommt die Woche oft eine neue Struktur und die Telefonate werden als Höhepunkt im Alltag erlebt. Damit geht nachweislich eine wesentliche Verbesserung der Lebensqualität einher, die bis zur leichteren Verarbeitung krisenhafter Lebenssituationen reichen kann. Depres-

siven Verstimmungen und Sinnkrisen kann vorgebeugt bzw. deren Bewältigung erleichtert werden. Insgesamt leistet der Telefonische Besuchsdienst so einen Beitrag gegen die Vereinsamung und fördert damit den längeren Verbleib in der eigenen Häuslichkeit.

So auch bei Frau S.: Sie ist gesundheitlich sehr eingeschränkt, kann sich nur mühevoll fortbewegen und hat nach dem Tod des Ehemannes ihre Wohnung kaum noch verlassen. Sohn und Tochter wohnen weit entfernt und können sich nur sporadisch um die Mutter kümmern. Eine Freundin von Frau S. gab den Hinweis, dass sie zu den Seniorenangeboten nicht mehr kommt und das Haus seit mehreren Monaten nicht verlassen hat und bat um Kontaktaufnahme durch die Koordinatorin des Telefonischen Besuchsdienstes. Frau S. wird nun wöchentlich von einer ehrenamtlich Mitarbeitenden angerufen und freut sich über die regelmäßigen Gespräche. Weitergehend konnte für sie ein Fahrdienst mit Begleitung zum Seniorenangebot der Kirchengemeinde organisiert werden, damit sie wieder vermehrt soziale Kontakte pflegen kann. Die Kinder von Frau S. freuen sich, dass ihre Mutter gut betreut ist und weiter in der Wohnung und dem Umfeld leben kann, das sie seit über 30 Jahren kennt.

Wesentlichen Anteil am Erfolg der Arbeit des Telefonischen Besuchsdienstes haben die ehrenamtlich Mitarbei-

tenden, auf deren Qualifizierung für ihre Aufgabe großer Wert gelegt wird. Neben einer Grundschulung finden Fortbildungen zu relevanten Themen (z.B. Helfendes Gespräch, Umgang mit beginnender Demenz, Umgang mit Depressionen) statt, und die ehrenamtlichen Mitarbeitenden werden durch hauptamtliche Koordinatorinnen begleitet. Monatliche Gruppentreffen bieten Möglichkeiten zur Reflexion der gemachten Erfahrungen, zur Erweiterung der Kompetenzen und zum Austausch. Die ehrenamtliche Mitarbeiterin Frau R., seit kurzem im Ruhestand, körperlich etwas eingeschränkt und nicht mehr gut zu Fuß, sagt: „Ich freue mich auf die regelmäßigen Telefonate mit meiner Telefonpartnerin. Die Zeit des Anrufes haben wir fest vereinbart, so dass auch ich mich gut darauf einstellen kann. Ich brauche für mein Ehrenamt das Haus nicht zu verlassen. So kann ich mich weiterhin ehrenamtlich engagieren ...“



Das Einzugsgebiet des Telefonischen Besuchsdienstes sind der jeweilige Stadtteil und die angrenzenden Gebiete. Auch die Begleitung der Ehrenamtlichen durch hauptamtliche Koordinatorinnen erfolgt standortbezogen. Das hat folgende positive Effekte:

- Für die Nutzer*innen schafft der vertraute Lebensraum die Voraussetzung zur leichteren Annahme dieses Angebotes.
- Nutzung der unterschiedlichsten Multiplikatoren im Stadtteil zur Bekanntmachung des Angebotes, wie z.B. Pflegedienste, Soziale Dienste, Ärzt*innen, Apotheken
- Vernetzung vieler Akteure rund um die Bedarfe alter Menschen im Stadtteil durch die Standortkoordination

- Multiplikation der möglichen Hilfsangebote während der Telefonate durch die ehrenamtlich Mitarbeitenden. Das entstehende Vertrauensverhältnis zu den festen Telefonpartner*innen ermutigt die Nutzer*innen, auch ggf. ihre Grenzen bei der Bewältigung alltäglicher Aufgaben wie Einkaufen, Waschen, Fenster putzen etc. anzusprechen und bei Bedarf Hilfs- und Unterstützungsangebote aus dem vorhandenen Hilfe-Netzwerk im Stadtteil anzunehmen. Aufgrund seiner Vernetzung kann der Telefonische Besuchsdienst diese vermitteln. Durch das immer weiter ausgebaute Netz von Hilfsdiensten zur Bewältigung des Alltags im häuslichen Umfeld kann für viele Nutzer*innen des Telefonischen Besuchsdienstes ein weiterer Verbleib in der eigenen Wohnung unterstützt werden (z.B. Wohnungswechsel ins Erdgeschoss, barrierefreie Umgestaltung der Wohnung, Sicherstellung regelmäßiger Ernährung, Organisation von Pflegeleistungen, jeweils in Kooperation mit den entsprechenden verantwortlichen Stellen).

Durch die soziale Teilhabe über die regelmäßig stattfindenden Telefonate und die Vermittlung gezielter Angebote und Maßnahmen ist es dem Telefonischen Besuchsdienst möglich, insgesamt die Lebensqualität der Nutzer*innen zu verbessern. Angesichts des demographischen Wandels kommt einem solchen Projekt, das die Teilhabe-Bedürfnisse hochaltriger Menschen aufnimmt und dabei wesentlich von professionell begleitetem ehrenamtlichem Engagement getragen wird, zukunftsweisende Bedeutung im Blick auf eine altersgerechte Stadtentwicklung zu.

Annette Echstenkämper
Projektleitung Telefonischer Besuchsdienst, Leverkusen

Telefonischer Besuchsdienst – wie anbahnen?

Wollen Sie in Ihrer Kirchengemeinde oder Ihrem Kirchenkreis einen Telefonischen Besuchsdienst (TB) neu aufbauen?

Oder den bestehenden Besuchsdienst hiermit ergänzen?

Oft ist dann die Frage: Wie machen wir ältere Menschen ausfindig, die sich über regelmäßige Anrufe freuen würden, und wie kommen wir mit ihnen in Kontakt?

Mögliche Vermittler	Pflegedienste, Apotheker*innen und Ärzt*innen kennen zahlreiche ältere Menschen (und teilweise deren Angehörige). Sie können zur Kontakthanbahnung einbezogen werden.
Andocken	Die Planer*innen des TB nehmen Kontakt zu möglichen Vermittlern auf und stellen diesen das geplante Angebot und die mögliche Zusammenarbeit vor. Hilfreich ist eine kurze schriftliche Projektbeschreibung mit z.B. Träger des Angebots, Leitung des TB, Schweigepflicht der Mitarbeitenden, Häufigkeit der Anrufe, jederzeit mögliches Beenden der Anrufe.
Kontakthanbahnung	Die Vermittler*innen informieren mögliche Interessierte über das Angebot. Bei Interesse notieren sie deren Telefonnummer, kündigen einen Anruf der Leitung des TB an und informieren diese.
Kontaktaufnahme	Die Leitung des TB klärt, welche*r Mitarbeiter*in die Person übernimmt, ruft diese an und teilt den Namen des/der Mitarbeiter*in und den Zeitpunkt des ersten Anrufs mit. Erfolgt die Vermittlung über einen Pflegedienst, können die Telefon-Besucher*innen auch bei einem Pflegeeinsatz dazukommen und vorgestellt werden.

Marianne Bofinger
*Seminarleiterin,
 Brensbach (EKHN)*



aus Kirchengemeinden und anderen religiösen Gemeinschaften, Akteur*innen aus Sport und Bewegung, Betreuungskräften, Angehörigen und allen Interessierten eine kostenlose Fortbildung zur gezielten individuellen Bewegungsförderung von hochaltrigen Menschen in deren Zuhause. Hierzu gehören auch Übungskarten und ein Handbuch mit Erläuterungen.

Folgende Erfahrungsberichte geben einen Einblick in das Projekt:

Frau S. (87 Jahre) erfährt durch ihre Nachbarin von AGIL. Sie ist so angetan von der Idee, dass sie nun seit 2019 regelmäßig Besuche von AGIL empfängt. Nach vielen Treffen und Übungen hat Frau S. erste Verbesserungen ihrer Mobilität festgestellt. Sie läuft etwas sicherer als zuvor und ihr Gleichgewichtssinn hat sich verbessert. Dadurch hat sie nicht mehr solche Ängste zu stürzen. Sie stellt fest, dass ihre Schultergelenke beweglicher sind. Das merkt sie nun täglich beim Haarekämmen. Das Gefühl, alltägliche Dinge wieder selbständig durchführen zu können, stärkt sie. Während der Pandemiezeit halten die beiden Damen telefonischen Kontakt. (DW Vogelsberg)

Herr A. ist vor zwei Jahren in einen kleinen Ort gezogen, er ist verwitwet und hat wenig Kontakt in die Nachbarschaft. Er hat sich für das Bewegungsangebot gemeldet, weil er mit 76 Jahren nach zwei Hüftoperationen wieder beweglicher werden möchte. Frau K. hat sich als freiwillig Engagierte beworben. Beide verstehen sich gut. Bei einer Tasse Kaffee tauschen sie sich über aktuelle Themen aus und sprechen über Neuigkeiten in der Gemeinde. Danach werden die Bewegungsübungen gemacht. Wie in der AGIL-Schulung vorgeschlagen sucht Frau K. bei ihren Besuchen jeweils drei Übungskarten für Herrn A. aus. Sie stellt die Übung vor

und beide machen sie, mit den angegebenen Wiederholungen, nach. Schon nach dem ersten Treffen hat Frau K. die Übungskarten zum Schuhe binden und zur Stärkung der Oberschenkel ausgesucht. Mittlerweile fällt Herrn A. das Schuhebinden und Treppenlaufen wieder leichter. Aber auch die Gespräche am Anfang des Besuches sind ihnen wichtig. Im Moment halten beide deshalb telefonischen Kontakt. (DW Odenwald)

Eine freiwillig Engagierte berichtet von ihren Besuchserfahrungen bei einer über 90-jährigen Seniorin (vor der Corona-Pandemie): „Das Üben mit Frau V. hat sich super eingespielt, und auch unsere Verständigung klappt sehr gut. Auf Vorschlag von Frau V. hatten wir unser erstes Treffen außerhalb ihrer Wohnung und konnten uns bei Kaffee und Kuchen beschnuppern. Seitdem haben wir wöchentlich bei ihr zuhause geübt. Frau V. ist eine Kämpferin und beherrscht alle AGIL-Übungen ohne Probleme. Sie äußert von sich aus, wenn etwas nicht gut passt. So läuft die Praxis reibungslos und sehr nett ab. Ich habe den Eindruck, dass Frau V. die Treffen guttun.“ (DW Offenbach-Dreieich-Rodgau)

Falls Sie Fragen zu AGIL haben, kontaktieren Sie bitte: Karen Zacharides, Bildungsakademie des Landessportbundes Hessen, kzacharides@sport-erlebnisse.de, 069/6789298, oder Gabriele Hösl-Brunner, Diakonie Hessen, gabriele.hoesl-brunner@diakonie-hessen.de, 069/79476371.

Svenja Flüeck
Bildungsakademie des Landessportbundes Hessen e.V., Frankfurt am Main

Möchten Sie AGIL kennenlernen?

Die Daten für einen Schnupperworkshop finden Sie auf Seite 31 in diesem Magazin.

So lange wie möglich zuhause leben

Der Wunsch alter Menschen, so lange wie möglich im eigenen Umfeld leben zu können, ist vielen Ehrenamtlichen aus den Besuchsdiensten bekannt. Gleichzeitig erleben alte Menschen häufig, wie sich ihre Beweglichkeit und Mobilität verändern. Oft fehlen ihnen Anregungen zu möglichen Aktivitäten, die sie in ihren gewohnten Ablauf einbauen können. Hier setzt das AGIL-Projekt an, ein Modellprojekt der Diakonie Hessen und der Bildungsakademie des Landessportbundes Hessen e.V. „AGIL“ bedeutet: Aktiv geht's immer leichter. In dem Projekt geht es vornehmlich darum, hochaltrige Menschen in ihrem häuslich vertrauten Umfeld mit einer individuellen Gesundheitsförderung zu unterstützen und ihnen Freude an Begegnung und Bewegung zu vermitteln. Oft sind die Übungen auch ein guter Anlass, ins Gespräch zu kommen. Hilfe- und Pflegebedürftigkeit kann so zumindest gemindert werden, und der sozialen Einsamkeit wird entgegengewirkt. Das Projekt bietet ehrenamtlich Engagierten, Aktiven

Renate 92 und kein Netz im Seniorenheim

Seit dem Tod ihres Mannes 2006 lebte Renate bis Juni 2020 allein in ihrer Wohnung im zweiten Stock eines Mehrfamilienhauses am Rande der Altstadt Göttingens. Sie versorgte sich selbst, fuhr regelmäßig mit dem Fahrrad zum Einkaufen, besuchte bis zum ersten Lockdown im März 2020 wöchentlich mehrere Vorlesungen an der Uni, sang einmal in der Woche im Kirchenchor und besuchte sonntäglich den Gottesdienst. Sie las die Tageszeitung und informierte sich bei Bedarf übers Internet. Den Kontakt zu ihren drei Kindern, den Schwiegerkindern, den fünf Enkelkindern und zwei Urenkeln pflegte sie übers Telefon, über WhatsApp und häufige Videokonferenzen.

Im Juni stürzte sie in ihrer Wohnung und brach sich den Oberschenkel. Nach der OP und der Reha hoffte sie, wieder in die eigene Wohnung, unabhängig und selbstständig leben zu können wie davor. Als das nicht mehr sein konnte, zog sie in eine Senioreneinrichtung. Tapfer vollzog sie die Veränderung ihrer Lebenssituation und gewöhnte sich schnell ein.

Nur eines konnte sie nicht akzeptieren: Das Haus hatte keinen WLAN-Anschluss, und so konnte sie ihre gewohnte Kommunikation nicht fortführen und ihrer Freizeitbeschäftigung ‚Surfen im Netz‘ nicht mehr nachgehen. Sie brachte ihr Anliegen bei der Pflegeleitung vor und gab sich nicht zufrieden, als es hieß: „Die Menschen, die hier wohnen, brauchen das nicht! Sie können mit der Technik gar nicht umgehen!“

Renate insistierte mit Nachdruck: „Es reicht, wenn ich damit umgehen kann. Und ich möchte nicht einfach abgehängt werden, nur weil ich in einem Heim wohne!“ Es dauerte einige Zeit, da hatte Renate im neuen Zuhause Zugang zum Netz und ist nun wieder digital unterwegs.

Helene Eißén-Daub
*Pastorin und Referentin für
Besuchsdienst, Hannover*

Die Zahl der alten Menschen, die digital unterwegs sind, steigt. Auch in Pflegeheimen. Diese sind aber oft noch nicht ausreichend digital ausgerüstet. Und nicht jeder alte Mensch schafft es, so für sich zu kämpfen wie Renate.

Manche zuhause lebende alte Menschen würden sich vielleicht ganz gerne auf den digitalen Weg machen, wissen aber nicht, welche Ausrüstung sie dazu brauchen, wie sie zu dieser kommen und wer ihnen den Umgang damit zeigen kann.

In beiden Situationen können Besuchsdienste alte Menschen unterstützen und ihnen so Kontakte und Kommunikation über die Besuche hinaus ermöglichen. Wenn Besuchsdienstmitarbeiter*innen selbst nicht über das nötige Technik-Wissen verfügen, können andere Personen, die sich hiermit auskennen, speziell für diese Aufgabe einbezogen werden.

Doris Noack
*Fachreferentin Besuchsdienst,
Kassel (EKKW)*



Etwas Berührendes vorbeibringen

Auch wenn wir keine oder nur eingeschränkt Besuche machen können, können wir Menschen unsere Zuwendung und Anteilnahme zeigen, indem wir etwas vorbeibringen. Wenn dies auch noch schön verpackt und kein 08/15-Vorbeibringsel ist, kann das wie eine ‚soziale Streicheleinheit‘ sein, zum Beispiel:

- Ein handgroßes Lebkuchenherz in Folie verpackt und zugebunden mit einem leuchtend roten, großzügigen Band signalisiert herzliche Verbundenheit, weckt Erinnerungen an Weihnachten und Kirmes und macht Lust reinzubeißen, ganz im Sinne des ‚Beipackzettels‘: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“.



- Ein Stein in der Ecke an der Haustüre deponiert, bemalt mit einem bunten Regenbogen und der Aufschrift „Gott behüte Dich“, kann in Corona-Zeiten ermutigen und stärken: Hab’ Vertrauen. Da sind tragende Kräfte.
- Ein gelber Smiley-Luftballon mit einem Anhänger „Ein Lächeln ist der kürzeste Weg zwischen zwei

Menschen“ als Gruß an einem längeren Stab überreicht kann erheitern.

- Ein Einmachglas bestückt mit bunten Streifen mit ‚nährenden‘ Fragen wie: Mein Lieblingsessen? Meine schönste Reise? Mein Lieblingslied? usw. kann Kräfte wecken.
- Wo wegen Corona Gottesdienste nicht analog gefeiert werden, können „Gottesdienste in der Tüte“, bestückt mit einer Andacht und Gebeten, Wohnzimmergottesdienste und Hausandachten ermöglichen.

Dies alles sind mögliche Wege zu den Herzen der Menschen.

Marianne Bofinger
Seminarleiterin,
Brensbach

Gemeinsam häkeln für die Zukunft

Workshop des Formats „bredda“

Bredda ist schwedisch und bedeutet „erweitern“. Genau darum geht es bei diesem Workshop-Format, das jüngere und ältere Jahrgänge, erfahrene und weniger erfahrene Menschen zu bestimmten, vor allem auch neuen Themen zusammenführen soll. So sollen bisherigen Teilnehmer*innen neue Anregungen ermöglicht und neue Teilnehmer*innen angesprochen werden – letztere auch durch einmalige niedrigschwellige Zusatzangebote. Ein Beispiel:

Johanna, 19 Jahre, ist auf der Suche nach gehäkelten plastikfreien und waschbaren Spülschwämmen aus

ökologischem Hanfgarn, einer nachhaltigen Alternative zu Plastikspülschwämmen. Diese zu kaufen, ist für sie zu teuer. Bei ihrer Suche im Internet entdeckt sie einen Handarbeitskreis im Nachbarort, in dem ein Workshop zu diesem Thema angeboten wird. Das Garn und die Häkelnadeln können für einen geringen Preis vor Ort erworben werden.

Anita ist 68 und besucht seit drei Jahren regelmäßig diesen Handarbeitskreis, denn sie strickt und häkelt für ihr Leben gerne und freut sich über die Gesellschaft. Als sie hier von dem Schnupperangebot „Nachhaltige Häkelprodukte – Spülschwämme aus Hanfgarn“ erfährt, ist sie begeistert und meldet sich an. Sie hofft auf neue Ideen.

Anita und Johanna begegnen sich in dem Workshop. Johanna lernt von Anita so manche Häkeltricks, die beiden kommen in einen Austausch über Handarbeiten früher und heute, Hand-



arbeiten und Nachhaltigkeit, Anita lernt in neuer Weise Fragen und Einstellungen junger Menschen kennen ...

Welche Themen gibt es bei Ihnen vor Ort, mit denen Jung und Alt zusammengeführt werden und voneinander lernen können? Welche niedrigschwelligen Angebote wären hierzu möglich?

Christopher Lambrecht
Student Design und Medien,
Hochschule Hannover



Von Brückenbauerinnen und Zukunftskünstlern

Es ist ein Abend im Oktober, und der Saal im alten Dorfgemeinschaftshaus Weilrod füllt sich mit Menschen, die über die Zukunft ihrer Dörfer nachdenken wollen. Die Ausgangslage: Viele junge Menschen sind in den letzten Jahren weggezogen, Busse fahren nur noch selten, Läden haben zugemacht. Die Teilnehmenden beginnen zu diskutieren, entwickeln erste Ideen. Es wird vorgeschlagen, die Friedhofsmauer zu restaurieren, um das Ortsbild zu verschönern. Auch aus Kirche und Diakonie sind einige Zukunftskünstler*innen vor Ort. Sie wundern sich, dass viel mehr über Steine als über Menschen gesprochen wird: „Für die Zukunft unserer Dörfer ist es entscheidend, wie wir mit unseren Bewohnenden unterwegs sind, nicht, dass Mauern erneu-

ert werden.“ Brücken bauen durch soziale Begegnung. Es folgen Gespräche zwischen Verantwortlichen aus Dorf, Diakonie und Kirche. Sie fassen den Entschluss, gemeinsam ein Projekt zu starten, bei dem Besuchsdienste Kontakte aufbauen – mit der Offenheit, dass daraus mehr entstehen kann: Zukunft im Dorf. Ein paar Monate später startet das Projekt „Damit der Herbst auch schöne Tage hat“ im Rahmen von DRIN: „Dabei sein – Räume entdecken – Initiativ werden – Nachbarschaft leben“. Die ist ein gemeinwesendiakonisches Förderprogramm von Diakonie Hessen und Evangelischer Kirche in Hessen und Nassau.

Vom Besuchsdienst-Projekt in Weilrod lernen

Weilrod ist ein Zusammenschluss von Dörfern mit den typischen Herausforderungen im ländlichen Raum: fehlende

Mobilität, Verschlechterung der Infrastruktur und Vereinsamung. „Damit der Herbst auch schöne Tage hat“ möchte die Lebensqualität älterer Menschen verbessern und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben fördern. Ein Sozialarbeiter der Diakonie besucht gemeinsam mit dem Pfarrer ältere Menschen in den vier Dörfern der Gemeinde, um Hilfe zu vermitteln, Betreuung zu organisieren und Unterstützung zu bieten. Ein weiteres Ziel ist der Aufbau eines ehrenamtlichen Besuchsdienstes, der darin geschult wird, Unterstützungsbedarfe zu erkennen und Hilfsmaßnahmen in Kooperation mit dem Hauptamtlichen zu vermitteln. Klingt erstmal nach klassischer Besuchsdienst-Arbeit. Und doch lässt sich Neues lernen. Aufsuchende Arbeit und das Miteinander von Kirche und Diakonie sind Grundpfeiler der Gemeinwesendiakonie. Das Vertrauen in die Person des Pfarrers und die Identifikation der Kirchenvorsteher*innen mit Kirche und den Dörfern ermöglichen es der Diakonie, vor Ort anzukommen. Gleichzeitig erfahren die Engagierten professionelle Unterstützung durch den Sozialarbeiter und die Kompetenzen der Diakonie. Somit steht das Projekt auf einer breiten Grundlage aus Diakonie, Kirche und Kommune. Es bleibt nicht bei den Besuchen stehen, sondern saugt in den entstehenden Beziehungen Bedarfe, Ressourcen und neue Ideen auf. So entstehen im Anschluss an die drei Projektjahre neue Angebote wie ein generationenübergreifendes Familienzentrum, soziale Dorfentwicklung und Gesundheitsprävention Hochaltriger im ländlichen Raum.

Eine wissenschaftliche Evaluation des DRIN-Projektes ist online abrufbar unter: https://drin-projekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN_Evaluationsbericht_final.pdf

*Daniel Wegner
Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Hochschule Hannover*

Neu entdeckt: Der Friedhof als besonderer Ort der Begegnung

Der Friedhof ist zweifellos ein wichtiger Ort für viele Menschen und immer schon ein besonderer Ort der Begegnung: Hier nehmen wir beim Begräbnis Abschied von uns nahestehenden Menschen, häufig unter großer Anteilnahme anderer. Hier pflegen wir für eine lange Zeit das Grab eines Verstorbenen und treffen dabei andere Hinterbliebene, mit denen wir uns oft in der eigenen Verletzlichkeit im Zusammenhang mit Sterben, Tod,

Abschied und Trauer in besonderer Weise verbunden fühlen. Und meist sind wir hier mitten in der Natur. Auch das prägt die besondere Stimmung dieses Ortes und bringt uns wie von selbst in Kontakt mit dem ‚größeren Ganzen‘, zum Beispiel wenn im Herbst das Fallen der Blätter uns unmittelbar die Vergänglichkeit vor die Füße wirbelt.

Den Friedhof neu in den Blick zu nehmen als einen besonderen Ort der

Begegnung, könnte für die Besuchsdienstarbeit zu einem ‚Blick über den Tellerrand‘ werden: Warum nicht gelegentlich Trauernde zu einem gemeinsamen Friedhofsbesuch einladen anstelle eines Besuchs zuhause? Oder aufsuchende Angebote auf dem Friedhof als einem Ort, wo Menschen sind? Wie das aussehen kann, zeigen drei unterschiedliche Friedhofs-Projekte.

Ein Trauerweg

Auf dem Friedhof in Brensbach lädt seit kurzem ein Trauerweg ein, sich auf das vielfältige Erleben von Trauer einzulassen. Ein weithin leuchtender Regenbogen aus Glas macht auf diesen Teil des Friedhofs aufmerksam, und vielfältig gestaltete Stationen locken zum Nähertreten.

Im ersten Abschnitt nehmen symbolische Gestaltungen erste Reaktionen der Erschütterung auf, die ein Verlust

auslösen kann: Ein in die Luft ragendes Wurzelwerk irritiert: entwurzelt – das Unterste zuoberst, und so nackt und bloß! Ein Gang über ein unwegbares Gelände, größere Steine und dicke Äste, löst Ähnliches aus: Schnell merken wir, wie mühsam, ja gefährlich das ist, so ohne tragenden Grund unter den Füßen ... Ein Verlust hebt alles Vertraute aus und löst Angst aus einzubrechen, ja abzustürzen. Dann doch besser ‚dicht machen‘ und zu Stein werden, wie eine weitere Station ‚thematisiert‘? – Nein! Lesen wir in dem Begleitflyer: Es ist heilsam, all das zuzulassen und sich dem zu stellen, denn erst der Weg durch die Trauer führt aus der Trauer. Im zweiten Wegabschnitt lädt eine lange, geschwungene Bank ein, Platz zu nehmen, dahinter schützend ein großer Baum mit ausladenden Ästen. „Alles muss sich erst mal setzen“, lesen wir hier auf dem Schild. So vieles ist angerührt und aufgewühlt worden. Es braucht jetzt Raum und Zeit, all die vielen Erinnerungen, Gedanken und Gefühle einzusammeln und zu sortieren oder einfach nur zu verweilen. Und das allein oder zusammen mit anderen, im Austausch miteinander oder im gemeinsamen Schweigen. – Noch vieles mehr ist auf diesem Weg zu entdecken, z.B. der Korb mit den Sorgensteinen, um das ablegen und hierlassen zu können, was an Belastendem hochgekommen ist. Es sind

sensible Themen, die hier angeschnitten werden und die notwendig den Austausch mit anderen brauchen. Daher werden auch Führungen und Trauerbegleitung angeboten.

Trauerweg Brensbach Finanziert wurde der Trauerweg durch Beiträge der Kommune sowie einer privaten Stiftung und durch Fördergelder aus dem Leader-Programm der EU.

Marianne Bofinger
Initiatorin des Trauerweges und leitendes Mitglied ‚Bürgerinitiative TrauerWeg‘, Brensbach



Eine Bank auf dem Friedhof

Ich hatte mir schon länger gewünscht, dass der Friedhof in Hilter, wo ich wohne, etwas sauberer aussieht. Wenn ich in anderen Orten an einer Trauerfeier teilnahm, war ich berührt, wie liebevoll alles gepflegt war. Und ich wollte noch mehr: Dass der Friedhof in die Mitte unserer Gemeinde rückt. Dass sich dort Menschen begegnen und miteinander ins Gespräch kommen können über Trauer, Verlust, Hoffnung und ihren Glauben. In einer Umgebung, die dazu einlädt, mit Sitzgelegenheit, vielleicht mit einer Bank. Dass Haupt- und Ehrenamtliche als Gesprächs-



partner*innen präsent sind ... Auf einem regionalen Arbeitstreffen für Besuchsdienste fragte ich in die Runde, was ich tun könne – und fuhr mit vielen Vorschlägen nach Hause: Die Idee möglichst breit streuen, das Pfarramt, den Kirchenvorstand, die katholische Gemeinde mit ins Boot nehmen ... In einem Gespräch mit der Pastorin erzählte ich von meinem Plan. Sie unterstützte mich, informierte die Kollegin im Pfarramt und den

Kirchenvorstand. Diese suchten das Gespräch mit der politischen Gemeinde, die dem Projekt gegenüber nicht abgeneigt war.

Mittlerweile sind wir – das Pfarramt, der Kirchenvorstand, die politische Gemeinde und ich – in der Umsetzung: Die Kirchengemeinde hat den Friedhof zum Jahresthema gemacht. Bald findet der erste Gottesdienst auf dem Friedhof statt, die Kollekte ist für die erste Bank auf dem Friedhof bestimmt. Nun starten wir einen Aufruf und suchen Ehrenamtliche für die Mitarbeit.

Lisa Görlich
*Besuchsdienstmitarbeiterin,
Hilter*



Friedhofscafé

Im Sommer 2019 wurde in Fürth ein Friedhofscafé gegründet als Kooperation zwischen der Seniorenbeauftragten der Stadt, dem Seniorenrat, dem Evang.-Lutherischen Dekanat, der Seniorenstiftung Kemmeter, dem Stadtteilprojekt Ronhof der Diakonie und dem Freiwilligen-Zentrum, das die Federführung übernommen hat. Das Friedhofscafé greift den Friedhof als Begegnungsort in besonderer Weise auf. Trauernde haben hier die Möglichkeit, bei ihrem Friedhofsbesuch miteinander in Kontakt zu kommen und Gespräche mit Menschen in ähnlichen Situationen zu führen.

Über die Sommermonate ‚öffnet‘ das Café jeden Sonntagnachmittag für ein paar Stunden auf einem schattigen Rondell auf dem Friedhof. Mit einem Lastenfahrrad liefert der Projektkoordinator den Kaffee, und Ehrenamtliche bringen den selbst gebackenen Kuchen. Zwei große Bänke laden zum Verweilen ein.

Finanziert wird das Friedhofs-Café durch Spenden. Den Einsatz der Ehrenamtlichen sowie deren Schulung und Begleitung koordiniert das Freiwilligenzentrum. Der Projektkoordinator berichtet: „Ich bereite 60 Tassen Kaffee zuhause vor, und die gehen eigentlich auch immer weg. Viele sitzen hier und sind dann die ganze Zeit da, andere kommen nur kurz, holen sich ihren Kaffee und Kuchen, setzen sich irgendwo hin, bringen das Geschirr zurück.“ Inzwischen wurde im Freiwilligenzentrum eine Kaffeemaschine in entsprechender Größe angeschafft und wird der Kaffee hier gekocht. So können auch Ehrenamtliche diese Aufgabe übernehmen.

Das Angebot wurde von Anfang an gut angenommen, wenn manche auch zu-

nächst skeptisch waren, wie das Zitat einer Besucherin zeigt: „Ich habe zuerst gedacht: So ein Quatsch, wie kann man nur! ... Und ich muss sagen: Ich bin angenehm überrascht. Das ist eine tolle Sache. Das ist für uns Friedhofsbesucher angenehm, wenn man da ein kleines Kränzchen hat mit mehreren Leuten.“ Inzwischen wird das Café auch von Spaziergänger*innen und zufällig vorbeikommenden Menschen genutzt.

Im Sommer 2020 wurde das Angebot mit entsprechendem Hygienekonzept fortgesetzt und gut angenommen, wie eine Ehrenamtliche, die durch einen Zeitungsartikel darauf aufmerksam wurde, bestätigt: „Wegen der Abstandsregeln ist es für Gespräche unter den Gästen etwas schwieriger geworden. Der Zuspruch war jedoch unvermindert gut. Ich hatte das Gefühl, dass die Gäste darauf gewartet hatten, dass das Friedhofscafé wieder vor Ort ist.“

Dorothea Eichhorn
*Dipl.-Sozialarbeiterin (FH),
Leitung Diakonische Sozialarbeit,
Diakonisches Werk Fürth (ELKB)*

Antwort „Verkehrsberuhigung“

Nachdem der ortsnahe Bundeswehrstandort aufgelöst worden war, zogen die Soldat*innen mit ihren Familien weg aus dem Stadtteil in M., wo sie in Mehrfamilienhäusern gewohnt hatten. Der Kirchenvorstand merkte, dass sich dieser Stadtteil nun im Laufe der Zeit mehr und mehr zu einem sozialen Brennpunkt entwickelte. Um zu erfahren, welche Bedürfnisse und Erwartungen die Familien in diesem Stadtteil haben, gründete die Gemeinde einen Besuchsdienst auf Zeit, der alle Familien in diesem Gebiet besuchen sollte.

Zum einen um diese willkommen zu heißen und zum anderen, um sie zu interviewen, wie die Kirche sie im Alltag unterstützen könnte. Die Mitarbeiter*innen waren schnell gefunden, weil es sich um ein zeitlich begrenztes Projekt für drei Monate handelte. Nach einer Schulung besuchten acht Ehrenamtliche nach telefonischer Ankündigung ca. 180 Familien und wurden in der Mehrheit sehr freundlich aufgenommen.

Bei den vierwöchentlichen Treffen der Mitarbeitenden kristallisierten sich unterschiedliche Anliegen der Stadtteilbewohner heraus. Neben den Wünschen, z.B. dass die Kirche Nachmittagsangebote für die Kinder

anbietet und eine Gruppe für Alleinerziehende initiiert, stand ganz oben der Wunsch nach einer Verkehrsberuhigung der Straße, die zwischen den Wohnblöcken hindurchführt. Diesen Wunsch konnte die Kirchengemeinde mangels Zuständigkeit natürlich nicht erfüllen. Aber der Kirchenvorstand nahm Kontakt mit der Stadt auf und trug das Anliegen vor. Ein Jahr später wurde die Straße mit Fahrbahnschwellen versehen und so der Stadtteil zu einer verkehrsberuhigten Zone.

Helene Eißen-Daub
Pastorin und Referentin für
Besuchsdienstarbeit, Hannover



Entlastung für pflegende Angehörige

Die Besuchsdienstmitarbeitenden in der Kirchengemeinde S. treffen sich regelmäßig einmal im Monat zum Erfahrungsaustausch und zum Austausch ihrer Wahrnehmungen. Sie haben ‚das Ohr am Menschen‘ und möchten neben den Besuchen ihre Erkenntnisse über das Leben vor Ort miteinander teilen und auch an das Pfarramt und den Kirchenvorstand weitergeben. Zum anderen finden sie so immer Themen, zu denen sie Fortbildungen für die Gruppe organisieren.

Vor geraumer Zeit stellten die Mitarbeitenden fest, dass etliche von ihnen Menschen besuchen, die von Angehörigen gepflegt werden, und sich bei den Besuchen immer auch Gespräche mit den Pflegenden ergeben, in denen auch deren Belastung deutlich wird.

Die Erkenntnis, dass es in der eigenen Gemeinde viele Menschen gibt, die in der Pflege der eigenen Angehörigen an der Grenze der Belastung sind, brachten die Besuchsdienstmitarbeitenden in den Kirchenvorstand ein, mit der Bitte, eine Gruppe für pflegende Angehörige zu gründen. Der Kirchenvorstand nahm dieses Anliegen ernst und setzte sich mit dem lokalen Pflegedienst zusammen. Dieser, der Besuchsdienst und der Kirchenvorstand gründeten dann eine übergemeindliche Gruppe

für Pflegende. Diese Gruppe trifft sich nun einmal im Monat zum Austausch. Geleitet wird sie von einer Mitarbeiterin im Pflegedienst. Hin und wieder geht die Gruppe kegeln. In dieser Zeit, in der die Pflegenden sich eine zweistündige Auszeit gönnen, besuchen die Besuchsdienstmitarbeitenden die zu Pflegenden.

Helene Eißen-Daub
Pastorin und Referentin für
Besuchsdienstarbeit, Hannover



Wir machen trotzdem weiter ...

In unserem Besuchsdienst für erkrankte Menschen haben wir uns überlegt und mit dem Kirchenvorstand abgestimmt, dass wir trotz Corona in jedem Fall den Kontakt zu den Personen, die wir langfristig besuchen, halten wollen. Wir schrieben Karten, trafen uns im Freien und erstellten ein Schutzkonzept. Im Herbst stellten wir einen Antrag an den Kirchenvorstand, uns mit FFP2-Masken auszustatten. Es war unser Bedürfnis, die uns anvertrauten Menschen wenigstens einmal vor Weihnachten zu besuchen. Diesem Anliegen wurde fraglos entsprochen.

An einem trübgrauen Dezembermorgen will ich nach langer Pause ‚meine‘ alte Dame wieder besuchen. Wie werde ich sie heute antreffen? Wird sie mich unter der FFP2-Maske erkennen?



Mit desinfizierten Händen stehe ich vor der Tür. Ein Angehöriger öffnet mir.

‚Meine‘ alte Dame liegt in ihrem Bett und spricht leise, fast flüsternd. Für einen Moment hebe ich die Maske, damit sie mein Gesicht sehen kann. Ein Lächeln geht über ihr Gesicht. Sie hat mich erkannt. Mit den Angehörigen verabrede ich, dass ich vor Weihnachten noch einmal mit dem Pastor

unserer Gemeinde kommen werde. Vielleicht wird es dann der letzte Besuch sein.

Diesen Besuch machen wir dann Mitte Dezember. Es ist bewegend und schön. Wir hatten uns auf das gemeinsame Abendmahl eingestellt, aber die Situation gibt das dann doch nicht her. Die alte Dame ist ganz schwach, aber man merkt ihr an, dass sie sich freut. Und als der Pastor für sie betet und sie fragt, ob wir gemeinsam das Vaterunser beten wollen, nickt sie und spricht ganz leise mit. Und dann hat er sie gesegnet ...

Ich bin froh, dass wir uns in der Kirchengemeinde trotz Corona für die Besuche entschieden haben.

Gisela Eschment
Besuchsdienstleitung,
St. Peter-Paul-Gemeinde
Hermannsburg

Über den eigenen ‚Gemeinde-Tellerrand‘ hinaus in die Welt wirken

Welche weiteren neuen Begegnungsformen oder -projekte und ‚corona-konforme‘ Möglichkeiten haben Sie schon ausprobiert oder kennen Sie? Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?

Berichten Sie uns davon! Wir geben Ihre Anregungen weiter – auf unseren Homepages, bei Beratungen in Besuchsdiensten und Kirchenvorständen, in Informationsbroschüren ...

Einsendungen bitte an:
britta.zobel-smith@ekhn.de



Alles hat seine Zeit – manches geht auch zu Ende

Die Corona-Pandemie wirkt sich unterschiedlich aus, auf einzelne Menschen und auch Besuchsdienstgruppen. Viele Mitarbeitende und Gruppen sehnen sich danach, wieder Besuche machen zu können. Bei anderen habe ich in Beratungen u.a. schon die beiden folgenden Auswirkungen erlebt.

Bei ihrem ersten Gruppentreffen nach Ausbruch der Pandemie wollten die Mitarbeitenden eines Krankenhaus-Besuchsdienstes Ideen entwickeln, was sie an Stelle der Besuche machen könnten. Kurz nach Beginn sagte eine ältere Mitarbeiterin: „Das mache ich gerne noch mit. Ich werde aber nach dieser Pause keine Besuche mehr machen. In meinem Alter fange ich nicht noch einmal damit an.“ Ganz andere Auswirkungen gab es in einem Seniorengestaltungsbüro-Besuchsdienst. Seit Ausbruch der Pandemie verteilten die Mitarbeitenden die Karten in die Briefkästen und gratulierten zusätzlich telefonisch. Ihre Erfahrung: Die Jubilare freuten sich über Karte und Anruf, oft ergaben sich kürzere, manchmal längere Gespräche. Einige Mitarbeitende erlebten diese Form nun als sehr stimmig und wollten sie auf Dauer beibehalten, evtl. noch auf Wunsch Besuche anbieten – auch weil sie sich früher bei manchen Besuchen, vor allem bei Senioren unter 80, ‚fehl am Platz‘ gefühlt hatten. Sie schlugen vor, stattdessen Neuzugezogene oder junge Familien zu besuchen. Die Ideen sprudelten. Auf einmal fragte eine Mitarbeiterin: „Aber waren unsere Geburtstagsbesuche denn überflüssig? Oder sogar falsch?“

Ausscheiden einzelner Mitarbeiter*innen infolge der Corona-Pause wird vermutlich kein Einzelfall sein, und fortgeschrittenes Alter ist nur ein möglicher Grund.

Manche entdecken vielleicht während der Besuchspause Neues für sich, das Zeit braucht und das sie nicht wieder aufgeben möchten, oder erleben den Besuchsdienst in der Corona-Zeit von der Gemeindeleitung unzureichend wahrgenommen. Andere haben, weshalb auch immer, schon vor Corona ab und an überlegt aufzuhören, der Einschnitt bringt jetzt die Entscheidung ... Möglicherweise wird sich auch die eine oder andere Gruppe auflösen. Andere Gruppen verändern aufgrund ihrer Erfahrungen in der Corona-Zeit vielleicht ihre Arbeitsform, suchen sich eine andere Zielgruppe oder entwickeln andere Begegnungsprojekte ...

Alle diese Veränderungen bedeuten Abschiednehmen. Und Abschiede können enttäuschen, schmerzen, verunsichern, frustrieren, die Frage nach dem Sinn der (bisherigen) Besuche hervorrufen ... Das alles will ausgesprochen, miteinander besprochen und durchlebt werden. Es tut gut, sich dabei von der Erkenntnis des Predigers leiten zu lassen (3,1): „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“. Alles geht irgendwann zu Ende. Gleichzeitig hat es ‚seine Stunde‘, seinen Sinn zu seiner Zeit. Ist diese vorbei, z.B. weil sich eigene Interessen oder das Umfeld ändern, wird es nicht rückwirkend sinnlos. Es war gut und wichtig – zu seiner Zeit. In dieser Gewissheit kann das Bisherige versöhnt losgelassen werden und, z.B. in einem Gottesdienst, einen würdigen Abschluss finden.

Doris Noack

*Fachreferentin Besuchsdienst,
Kassel (EKKW)*



Sich selbst segnen

„... So lange haben wir jetzt schon kein Besuchsdiensttreffen mehr gehabt, keinen Austausch, keine Andacht! Mir fehlt das!“, klagt mir eine Ehrenamtliche. Bedauern auch auf meiner Seite und zunächst ein hilfloses Achselzucken. Dann die Idee: Wir könnten uns doch in der Kirche treffen, zu einem kleinen Segnungsgottesdienst!

Der Ortspfarrer ist bereit, diesen Gottesdienst mit uns zu feiern. Erwartungsvoll sitzen wir Ehrenamtlichen vom Besuchsdienst und Seniorennachmittag im Abstand von 1,50 m und mit Maske in den Kirchenbänken. Wir hören: Gott liegt daran, uns zu segnen. Sein Segen ist da. Und wir können uns miteinander dieser göttlichen Kraft öffnen und das ganz spürbar: auf allen Ebenen, seelisch, geistig, ja, auch leiblich. Als ganzen Menschen will uns Gottes Segen berühren und wohl tun. Klar darf uns in Corona-Zeiten der Segen nicht mit Handauflegung durch andere körperlich vermittelt werden, aber wir können uns selbst die Hände auflegen. – Wie das? Wir sind gespannt.

Wir werden aufgefordert, uns bequem hinzusetzen, die Augen zu schließen und nach innen zu spüren ... Jede*r ist jetzt ganz bei sich und offen für weitere Anregungen: Wo möchte ich meine Hände hinlegen (Oberschenkel, Bauch, Herz ...)? Ich nehme wahr, wie sich diese Berührung anfühlt und stelle mir vor, dass so, wie ich mich jetzt selbst mit den Händen berühre, auch Gott mich berührt. Ich spüre Gottes Gegenwart ganz leiblich. In diesem Spüren bleiben die Hände dort ein wenig ruhen ... Ich nehme meinen Atem wahr, ich nehme wahr, wie er ein- und ausströmt ... Ich atme dann ganz bewusst zu meinen Händen hin und lade den Segen Gottes ein, durch meine Hände in mich einzuströmen. Ich spüre: Gottes Segen geht mir im wahrsten Sinn des Wortes ‚unter die Haut‘. In dieses leibliche Spüren hinein hören wir die Segensworte: „Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“ (4. Mose 6,24-26) Die Segensworte und das körperliche Spüren verstärken sich gegenseitig

und verdichten sich leiblich-seelisch-geistig. Und das wirkt: spürbar und tiefgehend. Nach einer Weile werden wir aufgefordert, die Hände behutsam aus ihrer Segenshaltung zu lösen und die Augen zu öffnen. Bei meditativer Orgelmusik kann das Erlebte weiterklingen und die Anderen rücken wieder ins Blickfeld. Auch ohne körperliche Nähe fühlen wir uns eng miteinander verbunden und gemeinsam beschenkt durch dieses dichte und berührende Erleben.

Dieses Segnungsritual wird auch nach Corona einen festen Platz bei unseren Besuchsdiensttreffen bekommen, und auch für zuhause ist es eine gute Möglichkeit, sich auf einen Besuch vorzubereiten.

Die Anregungen zur Selbstsegnung entstammen dem Materialbuch 125 des Zentrum Verkündigung der EKHN, „Klein-und-Fein. Gottesdienste in kleiner Form“, S. 113-114.

*Marianne Bofinger
Seminarleiterin, Brensbach*

Auf dem Weg des Lebens bleiben

Seit Ausbruch der Corona-Pandemie hat der Satz „der Mensch ist ein soziales Wesen“ in unserem Erleben und in den Medien Hochkonjunktur – unter dem Aspekt: Wir brauchen Kontakte mit anderen. Das stimmt. Doch der Satz besagt einiges mehr.

Leben in sozialen Kontexten

Wir werden geboren und leben in den sozialen Kontexten ‚unseres‘ Landes (z.B. Entwicklungsstand, politisches System, Wirtschaftssystem, Gesellschaftsform und Traditionen) und unseres unmittelbaren Umfeldes (z.B. die Menschen, mit denen wir zu tun haben, und die Infrastruktur vor Ort). Wir brauchen diese Kontexte, um überleben und gemeinsam leben zu können. Innerhalb dieser uns vorgegebenen Zusammenhänge, in Auseinandersetzung mit und ggf. in Widerspruch zu ihnen, entwickeln wir in jungen Jahren unser Wissen, unsere Lebenseinstellung und Handlungsweisen, unsere Werte und Lebensgestaltung ... und füllen damit unseren ‚Lebens-Teller‘. Der Inhalt unseres Tellers ist also immer von unseren sozialen Kontexten geprägt. Und er ist zwangsläufig begrenzt: Jenseits unserer sozialen Kontexte gibt es immer weiteres Wissen, andere Lebenseinstellungen, Werte, Handlungsweisen ...

Auf dem Weg des Lebens bleiben

Schaue ich nun immer ausschließlich auf den eigenen Teller, nehme ich nur

seinen mir bekannten und begrenzten Inhalt wahr und bleibe diesem verhaftet. Nur wenn ich über meinen Tellerrand hinausschaue, kann ich mir neues Wissen aneignen, neue Möglichkeiten entdecken, mich weiterentwickeln, weitsichtig handeln ... und Veränderungen im eigenen Leben herbeiführen, z.B. um ungute Lebenssituationen zu beenden oder etwas Neues auszuprobieren. Ebenso wichtig ist der Blick über den Tellerrand bei Veränderungen, die auf uns zukommen, z.B. durch Schicksalsschläge, technische oder gesellschaftliche Entwicklungen. Diese können Möglichkeiten eröffnen oder verschließen, neues Wissen oder neue Handlungsweisen erfordern ... Dann reicht der bisherige Tellerinhalt nicht mehr aus. Bleibe ich ihm nun verhaftet, komme ich vielleicht bald nicht mehr mit oder kann das Leben immer schwerer bewältigen oder stoße wachsend auf Unverständnis und bin zunehmend isoliert ... Veränderungen erfordern den Blick über den eigenen Tellerrand und eine teilweise Neubestückung des Tellers, um das Leben weiterhin gut meistern und gestalten zu können. Das heißt nicht, alles Neue mitmachen zu müssen. Wichtig ist aber, Veränderungen wahrzunehmen und gut abzuwägen, wie ich mich zu ihnen verhalte.

Ob freiwillig oder notgedrungen – der Blick und ggf. der Weg über den eigenen Tellerrand brauchen Neugier und Offenheit und sind oft auch heraus-

fordernd (s. S. 20-21). Doch wer sie ‚wagt‘, kann erfahren „Gott stellt unsere Füße auf weiten Raum“ (Psalm 31,9) und kann in dieser Weite neue Möglichkeiten und gutes Leben finden.

Besuchsdienst auf dem Weg des Lebens

Unsere Gesellschaft verändert sich schon seit Jahren schnell und tiefgreifend. In recht kurzen Abständen müssen wir unseren Tellerinhalt überprüfen und unseren Teller ggf. neu bestücken. Dies gilt auch für den Besuchsdienst – damit auch er weiterhin in die Welt passt und Zukunft hat. Einige für Besuchsdienst bedeutsame Veränderungen sind bzw. können sein:

• Demographische Entwicklung

Laut der Stiftung für Zukunftsfragen in Hamburg ist die Zahl der Über-60-Jährigen in Deutschland seit 1970 von 16 Millionen auf 24 Millionen angewachsen, die Zahl der Über-80-Jährigen von 1,5 Millionen auf 5,9 Millionen. Gleichzeitig werden wir später alt als früher (laut WHO mit 75 Jahren) und wird Altsein zunehmend positiv z.B. mit Unabhängigkeit, Aktivität und Zeit für die wichtigen Dinge des Lebens verbunden. Gebrechen, Hilflosigkeit, Vergesslichkeit usw. werden erst der Hochaltrigkeit zugeschrieben. Welche Folgen können diese Entwicklungen z.B. für



„das Einstiegsalter“ von Besuchen zu Seniorengeburtstagen und für Gespräche mit älteren und alten Menschen haben?

- **Häufige Wohnortwechsel**

Die Zahl der Wohnortwechsel ist immens gestiegen. Neuzugezogene sind am neuen Wohnort fremd und müssen sich ein neues soziales Umfeld aufbauen. Leicht führt diese Situation zu Einsamkeit. Junge Familien haben oft keine Großeltern zur Unterstützung vor Ort. Wollen wir diese Personengruppe in den Blick nehmen? Mit welchem Ziel?

- **Individualisierung und Pluralisierung**

Hierzu gehört z.B.: Die Lebenseinstellungen und -formen werden immer vielfältiger. Die Menschen verhalten sich gegenüber Institutionen und Organisationen, auch der Kirche, zunehmend kritisch und bestimmen selbst ihre Nähe bzw. Distanz zu diesen. In der Sinnfrage wünschen sie durchaus religiöse Kommunikation, wenn hierbei ihre individuelle religiöse Identität gewahrt wird. Menschen nehmen sich als frei wahr, aber gleichzeitig wenig beschützt; entsprechend möchten sie einerseits von der Kirche in Ruhe gelassen werden, zum anderen wünschen sie sich persönliche Wertschätzung und bei Bedarf seelsorgliche und diakonische Begleitung. Was bedeutet dies für die

Ziele unserer Besuche und unsere Gespräche mit den Besuchten?

- **Private digitale Kommunikation**

Mail, SMS, WhatsApp ... machen manches einfacher. Durch Telefon und Videoschleife ist unsere tägliche Kommunikation nicht mehr an unser unmittelbares Umfeld gebunden. Viele verbringen immer mehr Zeit mit Personen und in Welten außerhalb ihres unmittelbaren Umfeldes. Gleichzeitig ist digitale Kommunikation eingeschränkt, z.B. sind gemeinsames Schweigen kaum und körperliche Nähe gar nicht möglich und können digitale Kontakte keine praktische Unterstützung im Alltag geben. Welche Auswirkungen können diese Entwicklungen für die Ziele und Bedeutung unserer Besuche und die Gespräche mit Besuchten haben? Welche neuen Möglichkeiten bieten sie für den Besuchsdienst?

- **Kirche**

Die Kirche wird kleiner. In den nächsten Jahren müssen viele hauptamtliche Stellen abgebaut werden. Welche neue Bedeutung wird ehrenamtlicher Besuchsdienst vielleicht dadurch gewinnen und wie können wir diese wahrnehmen?

- **Ehrenamt**

Das Selbstverständnis Ehrenamtlicher hat sich verändert und verändert sich weiter. Immer be-

deutsamer werden z.B. zeitliche Befristung, klare Rahmenbedingungen, gleichberechtigtes Miteinander und Fortbildung. Weitere Ausführungen hierzu gibt der Beitrag auf den folgenden Seiten. In welchem Verhältnis stehen unser Selbstverständnis, unsere Gruppenkultur und Arbeitsweise zu diesen Entwicklungen?

- **Unterstützungsangebote**

Die Zahl der Unterstützungsangebote für Ältere ist immens gewachsen, deutlich auch die für andere Personengruppen, z.B. junge Familien. Wie können wir mit den Anbietern kooperieren? Welche Rolle können Besuche im Zusammenspiel mit diesen einnehmen?

- **Corona**

Mögliche langfristige Folgen der Pandemie für unsere Gesellschaft sind noch ungewiss. Deren Auswirkungen auf die Besuchsdienstarbeit zu bedenken wird ein nächster Schritt sein.

Die Überlegungen zu den beschriebenen Veränderungen können für den Besuchsdienst neue Aufgaben und Formen ergeben. Einige erprobte Möglichkeiten sind im ersten Teil dieser Ausgabe von *unterwegs zu menschen* zusammengestellt.

Doris Noack

*Fachreferentin Besuchsdienst,
Kassel (EKKW)*



Corona, Ehrenamt und Kirche Eine Umfrage und ihre Ergebnisse

Im Sommer 2020 wurde vom Amt für Gemeindedienst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) eine kurze Online-Umfrage zu den Wahrnehmungen und Erfahrungen ehrenamtlich Engagierter in den ‚Corona-Monaten‘ im Frühjahr und Sommer 2020 durchgeführt. 50 Ehrenamtliche aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern wurden per Mail eingeladen, davon nahmen 24 Personen teil. Die Umfrage ist nicht repräsentativ, zeigt aber ein interessantes Stimmungsbild von ehrenamtlich Engagierten während des ersten Lockdowns und gibt Einblicke in ihr Erleben von Kirche und deren Hauptamtlichen sowie in ihr Bild davon, was Kirche ausmacht oder ausmachen könnte.

Zusammengefasst ergab die Umfrage folgende wesentlichen Ergebnisse: Als eher schwierig wurden die Einschränkungen von Information, Kontakt und Engagement empfunden, als stärkend der Zusammenhalt und das sichtbare Interesse an kirchlichen Angeboten. Die meisten Ehrenamtlichen hatten in der Zeit Ansprechpersonen; manche hatten aber auch den Eindruck, dass sie und ihre Beteiligung bei Hauptamtlichen teilweise aus dem Blick geraten sind oder sich durch den Lockdown und seine Beschränkungen sogar die Gewichte in Richtung des Hauptamtes verschoben haben. Besonders vermisst haben die Befragten den persönlichen Austausch und Kontakt sowie Gottesdienste und andere kirchliche Veranstaltungen. Gleichzeitig gab es manche Neuentdeckungen. Dazu gehören die Videokonferenzen und andere digitale Angebote, neue Gottesdienstformen und überhaupt spirituelle Angebote. Aus der Frage, was wir als Kirche aus der Situation lernen könnten, ergaben sich folgende Forderungen und Erkenntnisse:

- Die Begegnung zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen auf Augenhöhe müsste weiter ausgebaut werden und das Ehrenamt bräuchte weitere Stärkung.
- Gottesdienste und spirituelle Angebote gehören zum Kernangebot.
- Kirche ist für andere da, begleitet und gibt Halt. Deshalb sollte sie aktiv auf andere zugehen.
- Die Erfahrungen aus der Corona-Zeit sind wertvoll und sollten reflektiert werden.
- Die Kirche muss sich für die Zukunft aufstellen. Das setzt ein Einlassen auf notwendige Veränderungen voraus.

Veränderungen auf dem ‚Ehrenamtsmarkt‘

In diesen wenigen Aussagen zeigen sich, wie in einem Brennglas gebündelt, wichtige Zukunftsfragen der Kirche. Wie gelingt das unverzichtbare Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamtlichen? Wie müsste die ‚Personalentwicklung‘ für ehrenamtlich Engagierte verstärkt werden? Was ist das Kernangebot, was ist der Auftrag der Kirche, insbesondere dann, wenn

es eng und kritisch wird? Wie kann Kirche zukunftsfähig werden und lernen, dass dafür Veränderung notwendig ist? Wie kann sie sich auf diesen Weg einlassen? Solche das Ehrenamt betreffende Fragen werden durch die außergewöhnlichen Erfahrungen in der Corona-Zeit wieder deutlich an die Oberfläche gespült. Sie sind aber nicht neu. Das Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt war und ist ein Dauerthema in unserer Kirche, ebenso die Frage von Unterstützung, Fortbildung, Beratung und Anerkennung ehrenamtlich Engagierter.

Die nicht immer sehr differenzierte Unterscheidung zwischen ‚altem‘ und ‚neuem‘ Ehrenamt hat schon vor Jahren gezeigt, dass Ehrenamtliche oder am Ehrenamt Interessierte heute in unserer pluralen Gesellschaft mit anderen Erwartungen und Motiven und mit sehr klaren Vorstellungen von Mitverantwortung, Beteiligung und guten Rahmenbedingungen an ihr (potentielles) ‚Engagement-Feld Kirche‘ herantreten. Wer sich in unserer Gesellschaft engagieren will, hat hierfür häufig im nahen Umfeld unzählige Möglichkeiten in Vereinen, Initiativen, weltanschaulichen oder sozialen Einrichtungen, in der Bildungsarbeit und bei tausend anderen Gelegenheiten. Und sollte er oder sie dabei nicht fündig werden, können die eigenen Interessen so leicht wie nie zuvor in einer eigens gegründeten Privat-Initiative wie z.B. einer ‚Nachbarschafts-Einkaufs-Initiative‘ umgesetzt werden. Warum also ausgerechnet bei Kirche ‚andocken‘? Natürlich gibt es viele gute Gründe dafür, hat doch kaum eine andere Organisation z.B. eine so großartige Vielfalt an Engagement-Mög-



lichkeiten: von der Kontaktarbeit als Geburtstagsbesucher*in bis hin zur Leitungsaufgabe oder von der Leiterin einer Eltern-Kind-Gruppe bis hin zur Verkündigungs- und Seelsorgearbeit. Und trotzdem, die sog. ‚neuen Ehrenamtlichen‘ zeigen uns, dass eben auch die Welt um die Kirchen herum voller Möglichkeiten ist. Wer sich heute sinnvoll engagieren will, hat die Qual der Wahl, und die Kirche befindet sich seit einigen Jahren bereits auf einem ‚Markt‘, der um Ehrenamtliche ringt.

Gesellschaftlicher Druck verändert Kirche

Gleichzeitig weht der Kirche aus unterschiedlichen Richtungen der Wind entgegen. Da steigt die Zahl der Kirchenaustritte und schlägt der demografische Wandel zu, da befindet sich die Gesellschaft überhaupt im Wandel und die Weitergabe des christlichen Glaubens ist längst von einer innerfamiliären Tradition und Selbstverständlichkeit zur Besonderheit geworden oder gar abgebrochen. Darüber hinaus wird es finanziell enger. Viele Stellen kirchlicher Mitarbeitender, die bald in großer Zahl in den Ruhestand gehen werden, können in den nächsten Jahren nicht mehr besetzt werden. All das verändert Kirche bereits jetzt – und wird sie noch weiter verändern. Weniger Geld, weniger bezahltes Personal, weniger Rückhalt in der Gesellschaft, weniger ...! Ist Kirche ein Auslaufmodell?

Kirche nah bei den Menschen

Ich denke nicht, denn eine veränderte Gesellschaft braucht eine Kirche – so zeigt es auch die oben beschriebene Umfrage –, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt, die hin geht, Kontakt hält, Halt gibt. Eine

Kirche, die für andere und nicht für sich selbst da ist. Der es dabei nicht darauf ankommt, wie groß sie ist, wieviel Vermögen sie hat und wie sie sich erhalten kann. Kirche ist dann zukunftsfähig, wenn sie für andere da ist und sich mit dem, was sie hat, für andere einsetzt. Eine solche Kirche kann, gerade als kleinere und ggf. auch ärmere Kirche, für viele Menschen innerhalb und außerhalb sehr attraktiv sein und zum Engagement einladen.

Kirche mit Zukunft

So gesehen hat eine veränderte Kirche Zukunft. Die ersten Schritte einer Veränderung sind zwar erzwungen und mit einer ganzen Menge an ‚Weniger‘ verbunden. Die weiteren Schritte könnten dann aber bereits mehr locken als zwingen – bei aller Herausforderung, die darin steckt. Weitere Schritte setzen auf ehrenamtlich Engagierte als notwendige Basis kirchlichen Handelns und stellen ihnen die entsprechende Verantwortung, gute Rahmenbedingungen und hauptamtliche Unterstützung zur Verfügung, damit künftige Kirche da sein kann für andere und sich dabei nicht übernimmt, sondern Schwerpunkte setzt und ‚lassen‘ lernt. So gesehen könnte die Kirche auf dem Weg zu einer ‚Ehrenamts-Kirche‘ sein, die im wahren Sinne des Wortes als „Salz der Erde“ oder „Salz in dieser Gesellschaft“ bezeichnet werden könnte.

Anders formuliert und weit über den Tellerrand hinaus geschaut: Kirche als Ehrenamtskirche und Kirche für andere hat Zukunft – selbst in einer entkirchlichten Gesellschaft.

Hagen Fried

*Stellvertretender Leiter
im Amt für Gemeindedienst,
Nürnberg (ELKB)*





Der Weg durchs Labyrinth führt ins Freie

Die Pandemie hat vieles verändert. Sie schränkt uns in nahezu allen Lebensbereichen ein. Kontakte und Unternehmungen sind nicht in der gewohnten Weise möglich. Die Arbeitsbedingungen der meisten Menschen haben sich massiv verändert. Die Veränderungen werden sehr unterschiedlich erlebt. Für die einen steht die Gesundheitsgefährdung im Vordergrund, andere sehen vor allem die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Maßnahmen oder fühlen sich in ihrer Freiheit unverhältnismäßig eingeschränkt. Die unterschiedlichen Empfindungen zum Geschehen und die Bewertung der eigenen Situation haben Einfluss auf das Verhalten der Menschen.

Die Herausforderung: In der Enge neue Wege finden

Die aktuelle Situation verlangt uns etwas ab, das zunächst paradox klingt: Die Corona-Regelungen schränken uns in unseren Handlungsmöglichkeiten massiv ein und erfordern genau deshalb eine Erweiterung unserer Denkwege und Handlungsmöglichkeiten. Wir sind gewissermaßen gezwungen, über unseren Tellerrand hinauszublicken und das in einer Situation, wo uns der Tellerrand sehr

„eng“ erscheint. Alte Pfade sind versperrt, neue müssen erst gefunden werden.

Es gibt einen Sinnspruch von Friedrich Nietzsche: „Neue Wege entstehen, indem wir sie gehen.“ Das heißt, auch oder gerade da, wo es keinen Weg zu geben scheint, lohnt es sich, loszugehen, um einen neuen, bislang unbekanntem Weg zu finden bzw. zu erschaffen. Das Bild des Labyrinths kann uns hier helfen. Beim Gang durch ein Labyrinth stoßen wir an Mauern, die uns – vermeintlich – den weiteren Weg versperren. Aber ein Richtungswechsel genügt, um weitergehen zu können. Es ist nicht gesagt, dass wir gleich die richtige Richtung finden, aber im Labyrinth geht der Weg immer weiter und führt letztlich hinaus – anders als im Irrgarten. Und manche*r hat sicherlich derzeit das Gefühl, eher in einem Irrgarten unterwegs zu sein.

Was brauchen wir, um die Richtung zu ändern, um neue Wege zu gehen?

Hilfreiche ‚Ausstattung‘ und Blickrichtung

Das Gefühl von Sicherheit, ein grundsätzliches Vertrauen ins Leben – um

im Bild zu bleiben, die Gewissheit, im Labyrinth und nicht im Irrgarten unterwegs zu sein – erleichtern es uns, Neues zu wagen.

Auch wer Zutrauen zu den eigenen Fähigkeiten hat, tut sich leichter. Das erscheint schwierig angesichts der Verunsicherung, die sich mit der Pandemie breit macht. Wir erleben alle eine Situation, in der nichts mehr scheint, wie es war. Alte bewährte Handlungsstrategien und Bewältigungsmöglichkeiten greifen nicht. Hier hilft der Blick auf das, was uns in der Vergangenheit vor allem auch im Laufe des letzten Jahres gelungen ist, was wir bereits neu entdeckt haben. Auf der Website des Bayerischen Rundfunks vom November 2020 beschreibt unter anderem der Psychologe Dr. Pablo Hagemeyer, was wir aus der Pandemie lernen können und was uns hilft, gut durch schwierige Zeiten zu kommen. Er spricht beispielsweise davon, dass wir seit Frühjahr 2020 Erfahrungen gesammelt haben, die übertragbar sind und Ängste reduzieren können: „Wir wissen, wir schaffen das. Wir haben es schon einmal geschafft. Wir werden es jetzt ein zweites Mal auch schaffen.“



Eine positive Grundhaltung, betont er außerdem, helfe uns, gut durch schwierige Zeiten zu kommen. Es sei wichtiger, auf das Ende der Pandemie zu schauen als auf mögliche Abgründe. Sich konkrete Ziele zu setzen und Pläne zu schmieden – wie zum Beispiel eine Deutschlandreise oder Besuche bei Verwandten – nennt er als weitere hilfreiche Strategien. Darauf können wir zuarbeiten. Dies erhält uns das Gefühl, handlungsfähig zu bleiben, und wir fühlen uns nicht so ohnmächtig.

Ungeahnte Möglichkeiten entdecken

Schon immer haben schwierige und krisenhafte Situationen auch ungeahnte Möglichkeiten eröffnet und Kräfte aktiviert. Das erleben wir auch jetzt.

Viele Menschen haben Dinge in ihrem Leben entdeckt, die sie vorher gar nicht so wahrgenommen haben und jetzt genießen und verstärken können. Dazu zählen zum Beispiel, Zeit mit der Familie oder Kochen zu verbringen, Telefonate zu führen, ganz altmodisch Briefe zu schreiben und anderes mehr. Ich habe in Umfragen gelesen, dass die Befragten angaben, dem Kochen

und bewusster Ernährung mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und stelle das bei mir selbst auch fest. Lange nicht gepflegte Hobbies wurden wieder aktiviert. Die Steinschlangen aus bemalten Steinen, die an vielen Orten gelegt wurden, sind dafür ein Beispiel. Nachbarschaften wurden neu entdeckt mit einer Vielzahl kreativer Ideen zur ‚kontaktlosen‘ Begegnung. Es gab gemeinsames Singen, Musizieren und sonntäglichen Smalltalk von Balkonen aus. Bei einem Spaziergang habe ich einmal beobachtet, wie Kaffeebecher über den Gartenzaun gereicht wurden. An vielen Orten gab es eine Welle von Hilfsbereitschaft mit Angeboten für Einkäufe und andere Erledigungen, die jemand gerade selbst nicht machen konnte oder aus Vorsicht nicht wollte.

Die Weiterentwicklung der Digitalisierung, die in vielen Bereichen plötzlich möglich – weil notwendig – war, ist ein weiteres Beispiel. Kirchengemeinden und Verbände haben sich an digitale Formate gewagt und damit Menschen erreicht, die sich durch die klassischen Angebote nicht angesprochen fühlen. Selbsthilfegruppen treffen sich online. Die Volkshochschulen bieten online Kurse an. Zu unseren Beratungsan-

geboten in der Diakonie gibt es seit Frühjahr 2020 online Zugang – etwas, worauf wir zuvor lange gewartet haben. Seit einigen Monaten haben wir die Möglichkeit, Videoberatungen anzubieten. Außerdem haben wir festgestellt, dass am Telefon mehr geht als vermutet. Therapeutische Praxen und Beratungsstellen im Gesundheitsbereich bieten zum Teil Videosprechstunden an, die zunehmend genutzt werden. Auch im Privatbereich wurden Formate wie Videotelefonate oder -meetings als Möglichkeit entdeckt, sich zu sehen, wenn ein persönliches Treffen nicht möglich erscheint. Natürlich ersetzt das alles keinen persönlichen Kontakt, und es ist wichtig, Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren, die zu diesen Angeboten keinen Zugang haben. Aber es erweitert die Möglichkeiten, auch über die Pandemie hinaus. Nach meiner Wahrnehmung hat es auch Menschen neugierig gemacht, die keine große Nähe zur digitalen Welt hatten. Was für ein Erfolgserlebnis, wenn der Login zur Videokonferenz gelingt oder wenn beim Anblick des Enkels auf dem Bildschirm über das Gesicht eines demenziell erkrankten Menschen ein Lächeln huscht.

Alles in allem geht es darum, den Blickwinkel zu ändern und Möglichkeiten zu entdecken, die wir bisher nicht gesehen haben. Schauen Sie nicht auf alles, was nicht geht, sondern richten Sie den Blick auf das, was möglich ist. „Entdecke die Möglichkeiten“, lautet der Werbeslogan, mit dem ein Möbelhaus in den 1990er Jahren geworben hat. Seien Sie neugierig auf alles, was sich auftut. Keine*r von uns hat eine solche Situation schon einmal erlebt. Deshalb trauen Sie sich, Dinge auszuprobieren, auch wenn nicht alles gleich erfolgreich zu sein scheint.

Dorothea Eichhorn
*Dipl.-Sozialarbeiterin (FH),
Leitung Diakonische Sozialarbeit,
Diakonisches Werk Fürth (ELKB)*

Der Neugier auf der Spur

Corona – ein persönlicher Glücksfall!?

Es war alles gut. Es war weit mehr als o.k. Alles lief. Meine private Singschule, vor 22 Jahren gegründet, hatte sich zu einer anerkannten Institution gemausert ... Doch seit einiger Zeit gab es da noch eine Spur Neugierde, die nach und nach an die Oberfläche kam: Ich will noch einmal etwas machen, das ich noch nie gemacht habe. Ich will Leute kennenlernen, die ein Leben führen, das mir völlig unbekannt ist. Ich will etwas machen, bei dem ich aus dem Vollen meiner Lebenserfahrung schöpfen kann.

Und dann kam Corona. Letztlich ein Glücksfall für mich. Eifrig stellte ich sofort alle Unterrichtsstunden auf digital um, organisierte meinen Chor in Zweiersinggruppen mit Tonaufnahme. All diese Tonspuren fügten wir am Ende wieder zu einem Chorgesang zusammen. Unser Bühnenstück wurde in Einzelaufnahmen zerlegt. Auch diese am Ende in unbezahlbarer Kleinarbeit zu einem Theaterstück zusammengefügt. Corona hin oder her. Es gibt immer einen Weg, und unser Jahresmusical musste sein. Es hat geklappt. Wir haben einen phänomenalen Film von unserem Stück gedreht, haben ihn im Juli einen Tag lang im örtlichen Kino den zugelassenen Kleingruppen gezeigt. Doch beim Verfassen der Einladungsschreiben zu dieser besonderen Aufführung war mir auf einmal klar: Das wird meine Abschiedsvorstellung.

Die Neugier-Spur hatte sich wohl im Untergrund massiv verdichtet. Und Corona bot mir nun die Absprungrampe. Aber wo landen? Vor meiner Arbeit im Musikinstitut war ich als Seelsorgerin in der örtlichen Pfarrgemeinde und in der Familienseelsorge tätig. Also ging ich entsprechende aktuelle Stellenausschreibungen durch. Und da war der Fingerzeig: Gefängnisseelsorge. Halbe Stelle. Ab sofort. Alle meine Bedingun-

gen waren erfüllt. Es war etwas ganz Anderes, als ich bisher gemacht hatte. Es ist eine klar abgegrenzte Arbeit. Es sind Menschen, denen ich noch nie begegnet bin. Beherzt griff ich zu. Meine Angst vor Übergriffen, vor Überforderung, vor Gewalt bekam ich in den Griff durch meine Bitte um ein halbes Jahr Probezeit. Ich musste das erleben, um

als einen Kosmos im Kosmos. Eigene Regeln, eigenes Klima, eigene Tagesabläufe, eigene Lebens(er)haltung. Ich erlebe hier das ganz Schöne und das ganz Hässliche, oftmals sogar gleichzeitig. Die ganze Klaviatur des Lebens. Nie gibt es ein ganz vorhersehbares Stück für diese Klaviatur. Aber irgendwie ergibt sich doch tagtäglich ein neues Ge-



zu wissen, ob es das Richtige ist. Seit September 2020 bin ich nun in der JVA Würzburg und Schweinfurt tätig.

Ich höre zwar immer wieder: „Es ist hier alles so eingeschränkt wegen Corona.“ Aber ich habe das Gefühl, aus dem Vollen schöpfen zu können. Hier bin ich Seelsorgerin, Erzieherin, Gesellschafterin, Lehrerin, Moderatorin, Gottesdienstleiterin, Mutter, Trauerbegleiterin, Philosophin, Sekretärin, Lebensberaterin, Botschafterin, Plauderfrau und Begleiterin. Und noch vieles mehr. Ich erlebe das Gefängnis

samtwerk, eine neue Sinfonie. Gespielt von Vollzugsbeamten, Fachdiensten, Straftäterinnen und Straftätern und mir. Und am Pult, denk' ich mir, sitzt Gott als der große Komponist und Dirigent. Vielleicht bin ich nur gebucht für diese Sinfonie, aber darüber denke ich erst im Finale nach. Jetzt konzentriere ich mich erst mal auf meine Stimme in der aktuellen Situation.

Monika Schraut
Pastoralreferentin,
Diözese Schweinfurt

Hospiz in der Pandemie – Im Vertrauen unterwegs

Vor zwei Jahren veranstaltete unser Hospizdienst auf dem Evangelischen Kirchentag in Dortmund gemeinsam mit zwei Jugendgruppen und Rolf Zuckowski einen Gottesdienst zu den Themen Leben und Endlichkeit. Er trug den Titel „Im Vertrauen unterwegs“.

Durch Corona befindet sich die Hospizarbeit in einer Krise. Im März 2020 hatte ich zunächst das Gefühl, unsere Arbeit würde komplett zunichte gemacht. Wie sollten Sterbebegleitung und Veranstaltungen ohne körperliche Nähe funktionieren? Einiges spielt sich inzwischen langsam etwas ein. Hospizbegleitungen sind eingeschränkt, aber aufgrund von Schutzkleidung, Schnelltests und Impfungen immerhin wieder möglich. Anderes stellt uns weiterhin vor große Herausforderungen. So haben sich einige Ehrenamtliche aus der Hospizarbeit zurückgezogen, und kaum jemand fühlt sich in der Lage, Covid-19-Erkrankte zu begleiten. Neue Ehrenamtliche zu gewinnen ist schwierig, da wir den vorgeschriebenen Vorbereitungskurs aktuell nicht in seiner bisherigen Form anbieten können.

Was braucht es also, damit es in der Hospizarbeit gut weitergehen kann? Zunächst einmal müssen wir die jetzige Situation akzeptieren, so schmerzhaft es auch sein mag. Und dann benötigen wir Kreativität. Ehrenamtliche Hospizmitarbeitende, die gerade nicht in der Sterbebegleitung aktiv sind, haben viele Einsatzmöglichkeiten. Gemeinsam mit Jugend- oder Kindergruppen können sie Aktionen für die Altenhilfe initiieren, z.B. Brieffreundschaften zwischen Jung und Alt oder Bilder-Grüße. Sie können Einkaufsdienste oder Telefonate mit Alleinstehenden übernehmen. Hospizmitarbeitende haben Kompetenzen im Zuhören und im Umgang mit dem Thema ‚Endlichkeit‘. Überall dort, wo sie in Kontakt mit Menschen sind, können sie diese in deren individueller Situation begleiten. Mit Abschied, Trauer und Verlust sind nämlich gerade alle Menschen in der Gesellschaft auf irgendeine Weise konfrontiert – auch Kinder im Distanzunterricht oder Eltern in Kurzarbeit.

Darüber hinaus müssen Hospizdienste neue Wege suchen, Sterbende mit Abstand zu begleiten und Ehrenamtliche digital für die Hospizarbeit zu qualifizie-

ren. Beides erfordert unser Umdenken. Wir müssen uns erlauben, Dinge auszuprobieren, und uns auch zugestehen, Fehler zu machen. Hierfür braucht es Mut und Vertrauen.

„Im Vertrauen unterwegs“ – unser Kirchentags-Thema bezog sich auf die biblische Geschichte der Sturmstillung. Jesus war mit seinen Jünger*innen auf dem See unterwegs und ein heftiger Sturm kam auf. Die Wellen schlugen, das Boot lief voll mit Wasser. Und während sich alle Sorgen machten und den Untergang fürchteten, blieb Jesus ruhig und gelassen: „Was fürchtet ihr euch? Habt ihr kein Vertrauen?“ (Mk 4,35-41). Engagierte in der Hospizarbeit erleben immer wieder, dass das Leben nach dem Tod neue Wege findet. Und so werden auch wir in dieser Pandemie neue Wege finden. Ich wünsche uns allen, dass wir darauf vertrauen und uns gemeinsam auf den Weg machen.

Kerstin Slowik

Diakonin, Vereinte Martin Luther und Althanauer Hospital Stiftung Hanau, Hanau (EKKW)
www.vmls.de





Im Ende – der Anfang

Biblische Theologie ist über weite Strecken ‚Katastrophentheologie‘. Doch wenn endgültig ‚alles aus!‘ zu sein scheint – genau dann beginnt etwas Neues. Dieses Vertrauen gehört zum Wesenskern unseres christlichen Glaubens. Gott bleibt seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen treu, er wendet sich nicht ab, sondern verwandelt mit seiner schöpferischen Kraft das Ende in einen Neuanfang.

Sintflut und neuer Bund

Mit der Erde und der Welt fängt es gut an – und dann kommt die Sintflut: Riesige Wasserfluten machen die Erde wieder „wüst und leer“ wie am Anfang, und der „Geist Gottes brütet über den Wassern“. Denn Gott hatte gesehen, dass seine Schöpfung durchaus nicht

mehr „sehr gut war“ (1. Mose 1,31), sondern voller Verderben. Menschen hatten durch ihre Gewalttätigkeit alles Leben auf der Erde ruiniert. „Es reute Gott seine Schöpfung“ und „es bekümmerte ihn tief“ (1. Mose 6,6b). Der Schmerz Gottes über die misslungene Schöpfung führt zur Zurücknahme dieser Schöpfung. Aber er lässt sie nicht fallen, sondern beginnt von Neuem: Noah und seine Familie werden gerettet, zusammen mit den Tierarten für die neue Lebenswelt. Mit ihnen schließt Gott einen neuen Bund (1. Mose 9,1-11). Er gibt den Menschen göttliche Gebote, in denen die menschlich stets möglichen Gewalttaten gegen Mensch und Tier eingegrenzt werden. Der Schöpfer verspricht seinerseits, „hinfort die Erde nicht mehr zu verfluchen“ und „hinfort keine Sintflut mehr kommen zu lassen“ (1. Mose 8,21 und 9,11). Das bedeutet auch: Alles, was nach der Katastrophe

kommt und bleibt und nicht wieder vernichtet wird, erträgt Gott und erduldet er langmütig.

Ende des Staates Israel und Hoffungsprophetie

Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch die Assyrer unter Nebukadnezar im Jahr 587 v. Chr. war das Ende der staatlichen Selbstständigkeit des Reiches Juda und der Anfang einer siebenjährigen Gefangenschaft eines großen Teils des Volkes. Für die unterworfenen Menschen damals war dies nicht nur eine politische, sondern auch eine religiöse Katastrophe. Wo war Gott? „Wo zwei oder drei über die Tora gebeugt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Dieses rabbinische Wort wurde zu einer neuen theologischen Gotteserkenntnis. Die Propheten dieser Zeit, die sogenannten Exilpropheten, prophezeien keine total neue

Zukunft. Stattdessen nehmen sie die Erinnerungen an die großen Taten Gottes aus der Geschichte Israels vor der Katastrophe auf, transportieren diese in die Zukunft des kommenden Gottes und wecken so neue messianische Hoffnungen: Ähnlich wie damals beim Auszug aus der Sklaverei in Ägypten wird es einen neuen „Auszug aus der Gefangenschaft“ geben (Jesaja 40; 52,12), Gott schließt einen neuen Bund mit seinem Volk (Jeremia 31,31-34), er wird ein neues Jerusalem bauen, einen neuen Messias König aus dem Stamm Davids erwecken (Jesaja 9 und 11) und einen neuen Gottesknecht wie Mose senden. Dieser wird nicht durch Macht und Wundertaten wirken, sondern durch sein Leiden die Welt erlösen (Jesaja 53). Die Hoffnungen, die die Propheten lebendig erhielten, ermöglichen das Weiterleben des Judentums.

Kreuzigung und Auferstehung

Auch das Christentum ist aus einer Katastrophe hervorgegangen, nämlich aus der Kreuzigung des Messias Jesus durch die römische Besatzungsmacht auf Golgata. Jesus hatte in Getsemane gebetet: „Gott, lass diesen Kelch an mir vorübergehen“. Aber Gott, sein Vater, erhört ihn nicht. Jesus stirbt am Römerkreuz in tiefster Gottverlassenheit. „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, soll sein letztes Wort gewesen sein. Das schien das Ende des Messias Jesus, das Ende seiner Botschaft vom nahen Gottesreich, das Ende des Gottes, den er so intim „Abba“ (Vater) genannt hatte, das Ende jedes Vertrauens, das auf ihn, von wem auch immer, gesetzt worden war. Aber dann, nach seinem Tod, gab es diese Erscheinungen, die bei seinen Jüngerinnen und Jüngern zunächst ungläubiges Erstaunen hervorriefen: Jesus Christus zeigte sich einigen seiner Anhängerinnen und Anhänger. Von diesen Erscheinungen Christi gingen starke Geistwirkungen und neue Lebenskräfte aus, durch die die Jüngerinnen und Jünger verwandelt wurden. Sie verkündeten nun Jesu Gegenwart in der Herrlichkeit Gottes, seine Auferweckung von

den Toten. Es war für sie keine Reanimation eines Gestorbenen und auch keine geisterhafte Wiederkehr eines Toten. Jesus war nicht scheinot gewesen, sondern wirklich gestorben und begraben. Es erschien ihnen auch nicht sein Geist, sondern Jesus selbst in der verklärten Gestalt der Auferstehungswelt. Die geflohenen Jüngerinnen und Jünger überwandten ihre Todesangst und fanden hin zu einem Glauben, der sie sogar den Tod nicht fürchten ließ. Sie kehrten nach Jerusalem zurück und verkündeten öffentlich die Auferweckung Christi von den Toten und seine zukunftsweisende Gegenwart. Die Umkehr von der Enttäuschung über das Kreuzigungsgeschehen hin zur Glaubensgewissheit ist der eigentliche Beweis für die Wirklichkeit der Auferstehung Christi.

Gott eröffnet neue Horizonte

Die letzte Angst in allen jüdischen und christlichen Zukunftsvisionen besteht in der Vorstellung, dass Gott seine Schöpfung und seine Geschöpfe endgültig fallen lassen könnte, dass er sich von der Erde abwenden und sie im Chaos versinken lassen könnte. Das wäre nicht nur eine Weltkatastrophe, sondern eine Gotteskatastrophe, die totale Gottesfinsternis. Aber Gott bleibt sich, seiner Schöpfung und den Geschöpfen treu, er erträgt die Welt selbst dort, wo sie seinen Vorstellungen widerspricht und nimmt diesen Widerspruch auf sich selbst und in sich hinein, damit die Welt trotz ihres Verderbens lebe. Gott stellt sich auf die Seite der Opfer, „richtet sie auf“ und schenkt ihnen Heil, Heilung und Leben. Auf der anderen Seite bringt er die Täter „zurecht“. Auch dies geschieht in einem grundlegenden Verwandlungsprozess.

„Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will“, schrieb Dietrich Bonhoeffer 1943 in seinem Glaubensbekenntnis. Unendlich sind Gottes Möglichkeiten, wieder einen neuen Anfang zu schaffen. Aus dieser Hoffnung wächst

Lebenskraft. Gott will und wird in der Neuschöpfung aller Dinge bei uns „wohnen“ (Johannesoffenbarung 21,3). Er kommt seinen Geschöpfen aus seiner Zukunft entgegen und erschließt ihnen neue, offene Horizonte in ihrer Gegenwart, die zum Aufbruch ins Unbekannte locken und zum Anfang des Neuen einladen.

*Dr. Elke Seifert
Pfarrerin,
Bad Orb (EKKW)*

Lit.: Jürgen Moltmann, Im Ende – der Anfang: Eine kleine Hoffnungslehre,

Vertraut den neuen Wegen (EG 395)

1. Vertraut den neuen Wegen, / auf die der Herr uns weist, / weil Leben heißt: sich regen, / weil Leben wandern heißt. / Seit leuchtend Gottes Bogen / am hohen Himmel stand, / sind Menschen ausgezogen / in das gelobte Land.

2. Vertraut den neuen Wegen / und wandert in die Zeit! / Gott will, dass ihr ein Segen / für seine Erde seid. / Der uns in frühen Zeiten / das Leben eingehaucht, / der wird uns dahin leiten, / wo er uns will und braucht.

3. Vertraut den neuen Wegen, / auf die uns Gott gesandt! / Er selbst kommt uns entgegen. / Die Zukunft ist sein Land. / Wer aufbricht, der kann hoffen / in Zeit und Ewigkeit. / Die Tore stehen offen. / Das Land ist hell und weit.

Für den Abdruck dieses Liedtextes haben wir uns, bis zur Drucklegung leider erfolglos, bemüht, die Rechteinhaber zu ermitteln. Sollten nicht berücksichtigte Rechte berührt sein, sind wir für Hinweise dankbar.

Sorgen teilen – Gemeinschaft pflegen

„Nun versuche ich schon fast zwei Jahre, mit dem Alleinsein zu leben, jetzt in der Corona-Zeit empfinde ich es als besondere Last, viel niederdrückender als vorher, und hätte mich über Interesse aus der Gemeinde gefreut“, schrieb eine ältere Freundin, deren ‚Kinderfamilien‘ verstreut in Deutschland leben. „Mit ‚Facetime‘ halten die Kinder und ich den sicht- und hörbaren Kontakt, aber es bleibt Ersatz. Um Gemeinschaft zu erfahren, muss ich selbst aktiv sein: Einladen auf eine Tasse Kaffee auf dem Balkon. Telefonieren, mailen, Nachbarschaft pflegen.“ Seit sie Witwe ist, ist sie aktiv bei „Omas gegen rechts“, schickt regelmäßig Mails, nimmt an Webkonferenzen teil. Das hilft gegen Einsamkeit, aber es kann anstrengend sein, immer selbst die Fäden zu spinnen.

Gesellschaftliche Entwicklungen

Das geht nicht nur Älteren so; auch Menschen, die häufig umziehen oder pendeln, kennen das Gefühl, plötzlich abgehängt zu sein. So wie Stephanie Qwitterer, die sich in ihrer Elternzeit „auf Eis gesetzt“ fühlte und dann mit sich selbst eine Wette einging: „200 Hausbesuche mit 200 selbstgebackenen Kuchen in 200 Tagen“. Sie gewann die Wette und fand neue Freunde. Ihr Buch „Hausbesuche“ erzählt von ihren Besuchen in der Nachbarschaft und davon, wie Vertrauen wächst, wenn man hinter die Fassaden blicken darf.

In Deutschland leben 38 % der 70- bis 85-Jährigen allein. Nur noch ein Viertel lebt mit den eigenen Kindern am gleichen Ort. Nach einer Sinus-Studie gehörten 2002 schon 24 % der 50- bis 59-Jährigen zu den Zurückgezogenen und 20 % der befragten 70- bis 89-Jährigen gaben an, in der Woche zuvor ihre Wohnung kaum verlassen zu haben. Aber auch 16,8 Millionen Bürger*innen zwischen 18 und 65 Jahren waren 2018 Singles – 30 % der Frauen und Männer im mittleren Alter.

In der „Gesellschaft der Singularitäten“ (Andreas Reckwitz) fragen sich viele, für wen ihr Leben eigentlich wichtig ist und wer sie braucht. Immer mehr Bürger*innen fürchten, dass keiner für sie sorgt, wenn sie selbst nicht für sich sorgen können. Familien mit kleinen Kindern, alte oder kranke Menschen – deren Anteil an der Gesamtbevölkerung mit dem demographischen Wandel wächst – geraten bei der Bewältigung des Alltags oft unter Druck, wenn sie nicht auf die selbstverständliche Hilfe von Angehörigen zurückgreifen können. Und das Gefühl, abgehängt zu sein, hat sich während der Corona-Krise verschärft. Wie sehr sich Familien und Nachbarschaften wandeln, wie der demographische Wandel unsere Gesellschaft und die Digitalisierung den Alltag verändern, wird vielen erst jetzt deutlich. Das ist der Hintergrund, vor dem die „Sorgenden Gemeinschaften“ Konjunktur haben.

Sorgetetze früher und heute

Die gesellschaftliche Umwandlung, die wir erleben, gleicht der des 19. Jahrhunderts, als angesichts von Industrialisierung und Migration Familien überlastet waren und Bindungen zerrissen. Damals, im Jahr 1840, gründeten Hannoverische Bürgerinnen den „Frauenverein für Armen- und Krankenpflege“. Inspiriert von Amalie Sieveking in Hamburg, wollten sie der wachsenden Verelendung breiter Bevölkerungsschichten begegnen. Die Frauen machten Besuche, kümmerten sich um Lebensmittel und Brennmaterial, achteten auf den Schulbesuch der Kinder und sorgten dafür, dass die Mütter Beschäftigung fanden – in Nähstuben, Wäschereien, als Dienstboten. „Hilfe zur Selbsthilfe“ war das tragende Prinzip.

Heute kehren die Modelle in vielfältiger Form zurück – von den Tafeln bis zu den Nähstuben, den Werkstätten und Tauschbörsen. Welcome-Gruppen,



Hospizvereine und Mehrgenerationenhäuser sind entstanden. „Caring Communities“ sind zum internationalen Leitbegriff geworden, wenn es darum geht, Verantwortungsstrukturen vor Ort neu zu beleben. Für Menschen mit Behinderung, Kinder aus Armutsfamilien und demenzkranke Ältere, für Sterbende und Geflüchtete. Es geht um wechselseitige Unterstützung und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen – für sich selbst, für andere und für die gesellschaftliche Entwicklung.

Auch Politik und Sozialwissenschaften nehmen den Sozialraum in den Fokus: Altersgerechte Städte, Inklusionsquartiere oder das Programm „Soziale Stadt“ – sie alle „leben von einem Ineinandergreifen unterschiedlicher Hilfen“ (7. Altenbericht). Neben den professionellen Dienstleistern werden Bürger*innen gebraucht, die informelle Hilfenetze knüpfen. Und tatsächlich engagierten sich laut Bundesfreiwilligensurvey immerhin 25 Prozent in der Nachbarschaft bei Einkäufen, Handwerksdiensten oder Kinderbetreuung.



Die wechselseitige Unterstützung verbessert die Lebensqualität aller Beteiligten. Auch wer sich engagiert, gewinnt: neue Beziehungen, Lebensvertiefung und soziale Kompetenzen.

Mitverantwortung

Hannah Arendts Begriff der „Mitverantwortung“ in ihrem Buch „Vita activa oder Vom tätigen Leben“ stellt den Zusammenhang zwischen Selbstsorge und Fürsorge her, aus dem die „Sorgenden Gemeinschaften“ leben. Unsere eigene Lebensgestaltung ist eingebettet in Sorge-Beziehungen – das beginnt in den Familien und wird in Alter und Pflegebedürftigkeit noch einmal deutlich erkennbar. Mitverantwortlichkeit nimmt die Angewiesenheit des Menschen ernst und sucht das Glück des Lebens nicht nur in sich selbst – sie bleibt auf andere und den öffentlichen Raum ausgerichtet und ist insofern immer auch politisch. Denn am Ende läuft alles auf die Frage hinaus, ob wir Orte schaffen können, an denen Menschen füreinander da sind, Zeit füreinander

haben, füreinander sorgen. So wie früher die Gemeindegewestern, die Seelsorgerinnen, Pflegerinnen und Quartiersmanagerinnen waren – oft in einer Person. Aber immer im Verbund mit Ehrenamtlichen.

Die Apostelgeschichte erzählt, dass schon die ersten christlichen Gemeinden „Caring communities“ waren. Güter wurden geteilt, Kranke besucht, für alle gemeinsam wurde der Tisch gedeckt. Die christliche Gemeinde begann mit Wahlfamilien. Die Christ*innen, die sich mit ihrer Taufe aus den Herkunftsfamilien gelöst hatten, kamen aus ganz unterschiedlichen Kulturen und Milieus. Füreinander wurden sie zu Brüdern und Schwestern – so wie bis heute Menschen Wahlfamilien bilden in Wohngemeinschaften, Mehrgenerationenhäusern oder auch an Mittagstischen. Wo sich heute Sozialstationen mit Alltags- und Demenzhilfen verknüpfen, wo Diakonie Quartiersbüros eröffnet, wo in Gemeinden Nachbarschaftsnetze entstehen, lebt diese Tradition auf.

Wer einsam und hilfebedürftig ist, kann vielerlei Unterstützung bekommen: von Dienstleister*innen wie Post, Pflege, Physiotherapie, von Ärzt*innen und Einkaufsdiensten. Am liebsten sind uns die Besuche, die uns nicht kontrollieren, sondern stark machen und herauslocken. Ganz praktisch wie bei „Tavolata“ in der Schweiz, wo kleine Gruppen sich wechselseitig zum Dinner besuchen. Mit inneren Bildern wie bei „Reisen aus dem Koffer“. Oder elektronisch wie bei der Internetplattform „Nebenan.de“, die während der Corona-Krise auf 1,4 Millionen Nutzer wuchs. „Einer trage des anderen Last“ war das Motto „meiner“ Frauenhilfe in den 1980er Jahren. Für mich hörte sich das schwer an und ernst. Die „Frauenhilfsschwester“ aber sahen das Sorgenetz: Wenn es schellte und eine andere zu Besuch kam, kam eine, die das Leben leichter machte.

Cornelia Coenen-Marx,
Garbsen
www.seele-und-sorge.de

Was ist los vor der Kirchentür?

Mal ehrlich, wissen Sie, was die Menschen in Ihrem Ort, in Ihrem Stadtteil bewegt? Worüber reden sie? Was beklagen sie? Worauf wird geschimpft? Was bekommt ihre Anerkennung?

Statt Zielgruppen: Beziehungssysteme

Wer eine Antwort versucht, landet oft hier: Senioren sind einsam, die Jüngeren unter ihnen eingebunden und beschäftigt. Familien bestehen aus Vater, Mutter und ein bis zwei Kindern. Single sein heißt, das Leben zu ...

Zugegeben, ganz so plakativ kommt die Zielgruppenarbeit in den Kirchengemeinden nicht daher. Dennoch fehlt den Fragen nach den Zielgruppen und was diese brauchen die Dimension der Alltagsbeziehungen. Welche Beziehungen möchten Menschen leben, wo gehen sie diese ein? (Und unter Pandemiebedingungen: Wo sind die normalen Alltagsbeziehungen eingeschränkt?)

Beziehungen brauchen Räume. Und die Räume beeinflussen die Beziehungen: Der Stadtteil, die Landschaft, die Gebäude, die Anbindung an die öffentliche Verwaltung und die vorgegebenen oder freiwilligen Beziehungen gehen Wechselwirkungsprozesse ein. Alles das bildet den ‚Sozialraum‘.

Den Sozialraum erforschen – die eigene Rolle und Aufgabe verändern?

Sozialraumanalysen versuchen, den Stadtteil oder das Dorf unter einem gewissen Gesichtspunkt zu erkunden. Sie helfen, Bewohner*innen, Schlüsselpersonen und Institutionen kennenzulernen, die (Lebens-)Themen der Menschen zu entdecken und Bedarfe im Ort oder Stadtteil zu ermitteln. Wer seinen Sozialraum erkunden will, sollte sich zuerst auf ein ‚Forschungsthema‘ und

eine ‚Forschungsfrage‘ festlegen. Was will ich wozu wissen? Zum Beispiel: Besuchsdienst – „Welche Rolle spielt der Besuchsdienst im Rahmen von Integration z.B. von Flüchtlingen, Neuzugezogenen, Außenseitern?“ oder Religion/Spiritualität – „Wo finden sich im Ort welche religiös-spirituellen Themen?“

Es reicht nicht, ‚nur‘ Daten zusammenzutragen. Beobachtungen und Befragungen ergänzen die eigenen Bilder vom Ort und den hier lebenden Menschen. Das hilft, in gemeinsamen Gesprächen z.B. von Besuchsdienstgruppe und Kirchenvorstand, das Entwicklungspotenzial des Ortes oder Stadtteils und das Potenzial des eigenen ‚Forschungsthemas‘ herauszuschälen.

Langfristiges Ziel ist es, den Sozialraum gemeinsam mit den betroffenen Menschen zu gestalten, damit er lebenswert bleibt, damit Menschen Gestaltungsspielraum haben, damit sie ihre Themen, Bedürfnisse und Ideen umsetzen können. Dabei verändert sich möglicherweise die Rolle der Kirchengemeinde. Die Frage lautet nicht mehr: Was können wir für die anderen Menschen tun? Sie lautet dann: Was ist unsere Aufgabe, unser Beitrag im Miteinander der Menschen vor unserer Kirchentüre?

Fünf handlungsleitende Prinzipien

1. Sozialraumorientierung heißt, sich an den Themen und am Willen der Menschen zu orientieren, ohne von einfach angenommenen Bedürfnissen auszugehen. Konkrete Menschen sind die Impulsgeber*innen für Entwicklungen und gestalten mit ihren Erfahrungen ihren eigenen Raum.
2. Nur was durch starke Motivation, Eigeninitiative und Selbsthilfe umgesetzt werden kann, ist von Bestand. Es geht nicht darum, Maßnahmen zur Verbesserung ihrer Lebenssi-

tuation für, sondern gemeinsam mit den Menschen zu erdenken, zu planen und durchzuführen („Empowerment“).

3. Über das hinaus, was die beteiligten Menschen selbst einbringen können, werden die Ressourcen und Netzwerke aller Akteur*innen vor Ort genutzt.
4. Menschen leben in verschiedenen Bezügen. Ein Jugendlicher ist nicht nur Jugendlicher, sondern lebt in einer Familie, hat unterschiedliche Interessen und ist auf vielfältige Weise in seiner Umgebung vernetzt. Deshalb werden unterschiedliche Lebensbereiche ins Auge gefasst.
5. Verschiedene Einrichtungen arbeiten bereichsübergreifend zusammen.

Methodische Möglichkeiten

Ein einfaches Mittel, seiner ‚Forschungsfrage‘ nachzugehen, ist ein gezielter Spaziergang. Begleitfragen können den Fokus auf Gebäude-Leerstand, Spielplätze, viel befahrene Straßen, Vereine oder Institutionen lenken.

Eine andere Möglichkeit sind Experteninterviews mit Schlüsselpersonen wie Vertreter*innen von sozialen Institutionen, der Politik, der Kirchengemeinde (Hausmeister*in, Mesner*in ...), Apotheker*innen, Firmeninhaber*innen.

Unter www.fragetasche.de finden Sie zahlreiche Anregungen und eine weiterführende Broschüre rund um Sozialraumorientierung.

Ganz aktuell wird die Möglichkeit eröffnet, den Sozialraum niederschwellig und unterhaltsam mit der App ActionBound zu erkunden. Nähere Information: actionbound@afg-elkb.de



die Anregung aus dem Jeremiabuch: „Suchet der Stadt Bestes!“ (Jeremia 29,7)

Besuchsdienst als Antenne der Gemeinde

Auch die größte Kirchengemeinde besteht aus ihren einzelnen Mitgliedern, aus den Menschen, die sich mehr oder weniger zugehörig fühlen. Die Mitarbeitenden der Besuchsdienste haben ein offenes Ohr für deren Erzählungen, für das, was bewegt. Für die Gelegenheiten und Möglichkeiten, die vor Ort mit Freude genutzt werden. Für die Be-

ber*innen ... – sie und viele andere haben meist ihren ganz besonderen Blick auf den Ort.

Oder Sie verwenden ein Wimmelbild, zum Download unter fragetasche.de/methoden. Eine einleitende Frage könnte sein: Welche Themenfelder finden wir in diesem Bild? Welche Rolle könnten Besuche in den einzelnen Themenfeldern spielen?

Kirchlicher Blick über den Tellerrand

Eine biblische Grundlage für Sozialraumerkundung kann das Buch Josua geben. Nach 40 Jahren Wüstenwanderung des Volkes Israel kommt etwas Neues. Josua soll nun die Aufgabe von Mose fortsetzen, das von Gott verheißene Land in Besitz zu nehmen und das Volk in eine neue Zukunft führen. Das heißt unter anderem – sich gut und ausführlich zu erkundigen. Dazu heißt es: „So werdet ihr wissen, welchen Weg ihr gehen sollt; denn ihr seid den Weg ja früher noch nie gegangen.“ (Josua 2 und 3,4)

Den eigenen Sozialraum kann man mit ganz unterschiedlichen ‚Brillen‘ wahrnehmen und analysieren: Kritisch oder wohlwollend, distanziert oder voreingenommen, pessimistisch oder idealistisch. Die eigene Brille bestimmt, was wir sehen oder übersehen. Gerade deshalb bedarf die Analyse einer geistlichen Haltung. In einer Besuchsdienstgruppe könnte das beispielsweise so aussehen: Ausgehend von Jesu offener Frage „was willst du, dass ich für dich tun soll“ (Markus 10,51) tragen wir zusammen, welche Anliegen wir bei unseren Besuchen in der letzten Zeit gehört haben. Was wünschen sich die Besuchten an Unterstützung oder Entfaltungsmöglichkeiten vor Ort? Welche Anregungen, die wir heraushören, könnten Impulse für die Arbeit in der Gemeinde sein – für den Besuchsdienst, im Kirchenvorstand oder auf einer Gemeindeversammlung? Weitere geistliche Grundlagen für das Hineinhören in die Nachbarschaft können die Sozialkritik alttestamentlicher Propheten und ihr Interesse an Gerechtigkeit sein oder

dürfnisse, die Besuchte selbst äußern und die im Umfeld keine Erfüllung finden.

Besuchende sind wie Antennen für das, was vor Ort das Leben bereichert oder erschwert. Was diese Antennen aufnehmen ist ein Widerhall des Sozialraums und kann einer Kirchengemeinde dabei helfen, nah bei den Menschen zu sein.

Martina Jakubeck
Referentin im
Amt für Gemeindedienst,
Nürnberg (ELKB)

Kontakte und Impressum



Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN
Kaiserstraße 2, 61169 Friedberg

Pfarrer Lutz Krüger
Pfarrer Dr. Dr. Raimar Kremer
Pfarrer Bernd Nagel

Tel.: 06031 1629-50, Fax: -51
britta.zobel-smith@ekhn.de



Amt für Gemeindedienst
Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg

Pfarrer Sebastian Herzog
sebastian.herzog@afg-elkb.de
Gabriele Stoll
gabriele.stoll@afg-elkb.de

Tel.: 0911 4316-281 und -280
www.afg-elkb.de



Landeskirchenamt
Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Fachreferentin: Doris Noack
Tel.: 0561 9378-389, Fax: -409
doris.noack@ekkw.de
www.ekkw.de/service



Haus kirchlicher Dienste
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Haus kirchlicher Dienste
Besuchsdienst
Archivstraße 3, 30169 Hannover

Pastorin Helene Eißen-Daub
Tel.: 0511 1241-589
eissen-daub@kirchliche-dienste.de
www.kirchliche-dienste.de/besuchsdienst

IMPRESSUM

Herausgeber: Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN, Kaiserstraße 2, 61169 Friedberg, v.i.S.d.P.: Dr. Dr. Raimar Kremer * Landeskirchenamt der EKKW, Referat Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste, Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel, v.i.S.d.P.: Doris Noack * Amt für Gemeindedienst der ELKB, Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg, v.i.S.d.P.: Sebastian Herzog * Haus kirchlicher Dienste der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Archivstraße 3, 30169 Hannover, v.i.S.d.P.: Helene Eißen-Daub.

Redaktionsbeirat: Marianne Bofinger, Dorothea Eichhorn, Helene Eißen-Daub, Sebastian Herzog, Friederike Kaiser, Raimar Kremer, Doris Noack, Elke Seifert.

Korrektorat: Ute Glashoff, Hannover

Gestaltung: NEUBAUER Konzept Bild Gestaltung, Hannover

Druck: Osterchrist Druck und Medien GmbH, Nürnberg

Bildernachweis: F. Feldkamp (Titel), Nordreisender* (S. 3, 14), Alex Kalmbach* (S. 4), AGIL (S. 6, 31), Sophonnawit* (S. 7), Marianne Bofinger (S. 8), Peera* (S. 8), Jenny Sturm* (S. 9), Angela Schmidt (S. 10), Juhku* (S. 11), privat (S. 11), Xmc30455* (S. 12), Fotomek* (S. 12), Gisela Eschment (S. 13), Sc Fotografie* (S. 13), Choat* (S. 15), Oksana* (S. 16, 17), Anakins* (S. 18, 19), Matthieu* (S. 20, 21), Cristina Conti* (S. 22), Kerstin Slowik (S. 23), Scottchan* (S. 24), Ukrolenochka* (S. 27), Berit Hüttinger|poly.morph-design (S. 29), Sue R Edmondson* (S. 31), Haus kirchlicher Dienste (S. 31); *: Adobe Stock

Redaktionsschluss: 15. März 2021

Druckauflage: 6.000 Exemplare
ISSN 2195-3147

Abonnementpreise:

ab 1 Exemplar	4,10 €	ab 10 Exemplaren	3,10 €
ab 4 Exemplaren	3,70 €	ab 15 Exemplaren	2,90 €
ab 7 Exemplaren	3,40 €	ab 20 Exemplaren	2,70 €

Ein Abonnement umfasst zwei Hefte jährlich, jeweils zuzüglich Versandkosten, und verlängert sich um jeweils ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Jahresende gekündigt wird.

Einzelpreis: 3,50 €

Bestelladresse: Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN
Kaiserstraße 2, 61169 Friedberg
Telefon 06031 1629-60
E-Mail: britta.zobel-smith@ekhn.de

Titel der letzten Ausgabe (2-2020): *Krisen-Zeit*
Thema der nächsten Ausgabe (2-2021): *Berührung*



Schnupperworkshop „AGIL – aktiv geht's immer leichter“

1. Juli 2021, 15:30-17:00 Uhr

Wir bieten für Interessierte der Besuchsdienste die Möglichkeit an, „AGIL“ und die Bewegungsübungen näher kennenzulernen (Näheres im Artikel auf Seite 6). In Zeiten von Kontaktbeschränkungen findet der Schnupperworkshop digital statt.

Für eine Teilnahme bitte kontaktieren:
Frau Karen Zacharides, kzacharides@sport-erlebnisse.de



Arbeitshilfen

„Krisen-Haft?“

Hilfen und Ideen für den Besuchsdienst und die Seniorenarbeit in Zeiten von Corona

„Fürchte dich nicht! – auf dem Marathon durch die Pandemie“

Hilfen und Ideen für den Besuchsdienst und die Seniorenarbeit in Zeiten von Corona

„Den Blick weiten ... Besuchsdienst als Teil des Ortes“

Arbeitshilfe 2021-1 für Besuchsdienstleitungen

„Ideenblätter“

Sammlungen aus der Praxis für die Praxis

www.kirchliche-dienste.de/besuchsdienst



Informationen

Besuchsdienst in Zeiten der Corona-Pandemie

- Entscheidungswege in der Kirchengemeinde
- Relevante Verordnungen
- Klärungen und Absprachen vor den Besuchen
- Alternativen zum Hausbesuch
- Das erste Gruppentreffen nach der „Corona-Pause“

www.ekkw.de/gemeindeentwicklung/besuchsdienst

Beratungen und Seminare

Kontaktpersonen für Anfragen:
Siehe S. 30



Haben Sie Interesse an weiteren Ausgaben von unterwegs zu menschen? Bestellen Sie bei:

Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN
Kaiserstraße 2, 61169 Friedberg
Telefon: 06031 1629-60
E-Mail: britta.zobel-smith@ekhn.de

Frage

*Wie denn wachsen
ohne den Traum,
dass alles anders sein könnte
vor den inneren Augen.*

*Wie denn weitergehen
ohne die Vision,
dass ein Weg sein werde
hinter der Tür des Morgen.*



Segenswunsch: Weitergehen

*Ich wünsche dir die Neugier,
weiterzugehen, ja, gelegentlich sogar
über die Grenze dessen,
was bisher möglich erschien.*

*Ich wünsche dir den Mut,
aus den Bildern zu treten,
die zum Gefängnis wurden,
und alte Rollen abzustreifen
wie eine zu eng gewordene Haut.*

*Ich wünsche dir Verwegenheit,
neu zu vertrauen,
nicht nur,
aber auch dir selbst.*

Aus: © **Zwischen Abschied und
Anfang** von Tina Willms